sc.
2

H. misc.
292 k (3
v. d. Pfordten
1836.
Nro 113.

Pfordten
18

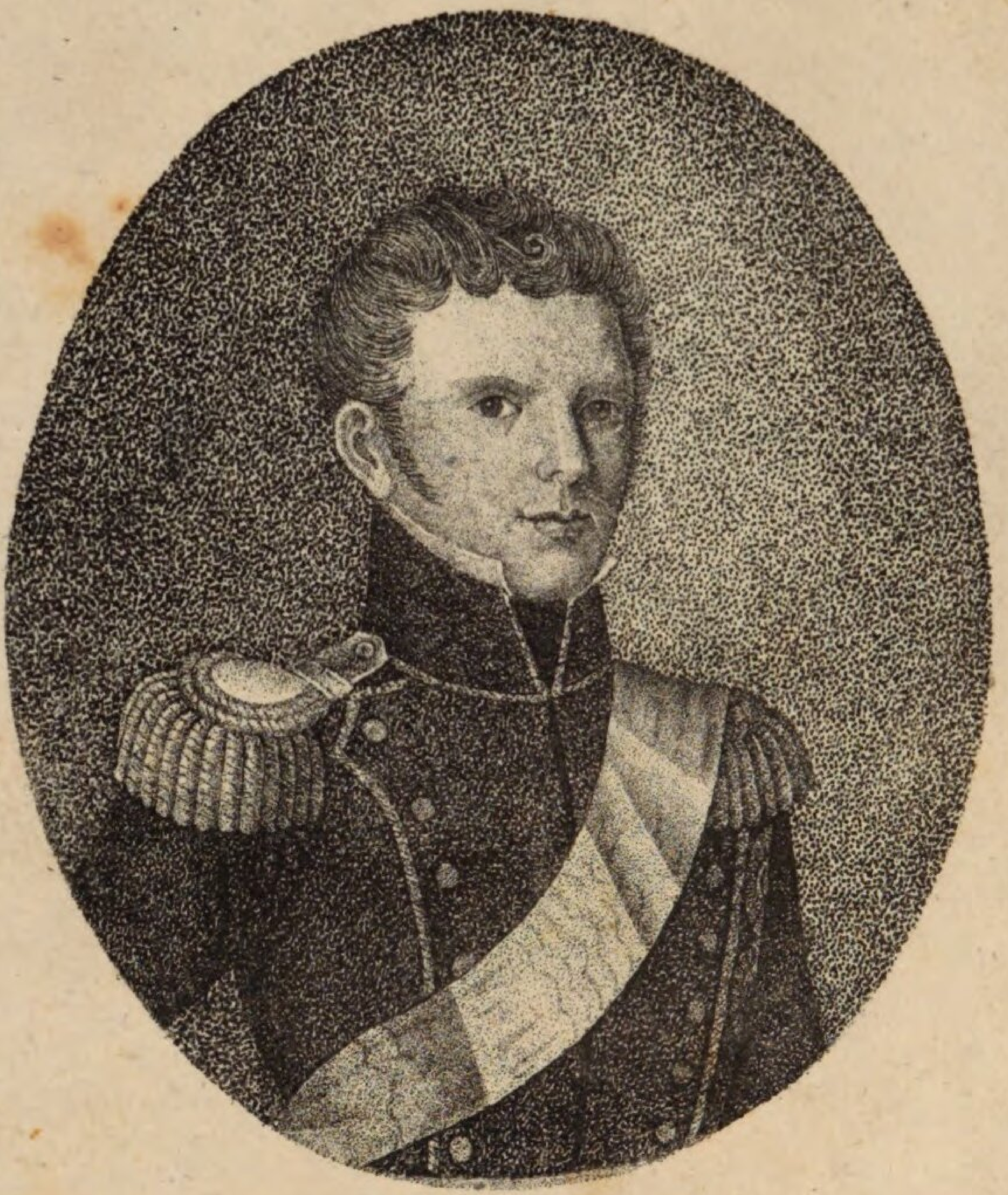
C Jordan

Klafis | ut | er | stings | tek | gen | it | drei | quette
ster | gi | in | dott
ret

char | land | ba | re | ra | te | be
cie | ber | halb | rit | nach | tog | burg
cra | li | ra | ner | thal
con | bot | ro

1 feuerland — Friedrich Rückert – der Liebes-
2 regine — frühling.
3 ilter
4 esel
5 drei
6 roquette
7 innerhalb
8 charlotte
9 hastings — them | za
10 rudolf — 1. crefeld
11 ulster — 2. helena
12 elu — 3. rhodus.
13 cranach — 4. ob
14 Klausthal — 5. nassau
15 eli — 6. jülich
16 rubicon — 7 kunersdorf
17 toggenburg — 8. dessau
9 elbe
10 ruhr
11 zara
12 escurial
13 ismail
14 themse

123456789
10 mbardei
lorelei
mieder
barbe
araber
dieb
eimer
ideal.



Wilhelm

König von Württemberg.

Züge teutschen Muthes und Hochsinns

nebst

einigen Gedichten

verschiedenen Inhalts.

Gesammelt

und zur

Ausführung eines wohlthätigen Zweckes

herausgegeben

von

C. V. Sommerlatt.

Dritter Theil.

Zweite Auflage.

Ulm, 1823.

Oo

Td 149/150

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht.

In den Vorerinnerungen meiner bereits unter dem Titel: „Züge teutschen Muthes und Hochsinns“ in zwey Bändchen erschienenen Sammlung, ist gegenwärtigen dritten Bändchens (welches eigentlich nur im Hinblick auf den beabsichtigten wohlthätigen Zweck zu jenem Werkchen gehört), also erwähnt worden, daß die Absendung desselben an die respektive Hrn. Hrn. Subscribenten *) nicht länger unterbleiben durfte.

*) Späterhin wird jedem Empfänger dieses Buches noch eine ausführliche Schilderung des ganzen Unternehmens mit genauer Uebersichtstabelle der Einnahme, des Kostenaufwandes und der rein errungenen Summa unentgeldlich übermacht.

Als Unterhaltungsbuch, aus dessen Ertrag Gutes befördert werden soll, wird solches seinen Zweck nicht verfehlen, und von denjenigen resp. Hrn. Hrn. Empfängern, welchen durch besonders glückliche Stellung alle jene Quellen, aus denen hier geschöpft worden, bekannt sind, darf ich mir gewiß versprechen, daß dieselben in Betrachtung der außerordentlichen Subscribentenzahl, durch welche allein die Ausführung des bekannten Planes möglich ist, diese Weise mit gütiger Nachsicht beurtheilen werden.

Constanz, im May 1821.

C. V. Sommerlatt.

Inhalt.

	Seite
I. Wilhelm von Fürstenberg, Heermeister des teutschen Ordens in Liefland . .	1
II. Kayser Karl V. befreyt 20,000 Unglückliche aus der Sclaverey	18
III. Die Grabstätte Ihro Majestät der Kayserin Maria Ludovika Beatrix . .	37
IV. Harald von Engern, ein hundertjähriger edler Greis	39
V. Elegie	44
VI. Fürst Blücher in Hamburg . .	46
VII. Die Friedensfeyer	51
VIII. Herzog Maximilian von Bayern, (biographische Skizze) . . .	53
IX. An Baron Stein	58
X. Das Almosen	60
XI. Bertha von Nidda, eine teutsche Frau .	61
XII. Die teutschen Schlachten . . .	67
XIII. Otto des Großen Königs Krönung .	69
XIV. Das Fürstenhaus Fugger . . .	73
XV. Die drey Großherzoge von Baden .	78
XVI. Rapsodie	81
XVII. Denkwürdigkeiten in kurzen historischen Anekdoten und geschichtlichen Auszügen .	82
XVIII. Friedrich König von Würtemberg (biographischer Umriß) . . .	94

Seite

XIX. Worte zur Erinnerung an Katharina, Königin von Würtemberg 128
XX. Drey überzeugende Beyspiele wahrhafter Menschenliebe 134
XXI. Unsterblichkeit 140
XXII. Schöne Charakterzüge teutscher Fürstentöchter 142
XXIII. Erinnerung an teutsche Krieger, aus dem Jahr 1815 154
XXIV. Kayser Rudolphs Ritt zum Grabe . 160
XXV. Pabst Johann VIII. . . . 163
XXVI. Szene aus Rußland . . . 172
XXVII. Der Abschiedsgruß . . . 183
XXVIII. Fürst Lobkowitz (biographisches Fragment 185
XXIX. Das verheerte Dörfchen . . . 199
XXX. Fürst Alexander Berthier . . . 201
XXXI. Tod des Marschalls Brüne . . 207
XXXII. Das Andenken zweyer ruhmgekrönter Feldherren ehrt Polens Volk, 1820 . 215
XXXIII Weitere Denkwürdigkeiten . . 219
XXXIV. Ferdinand I. König beyder Sizilien *** und Neapel 1821 . . . 244

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Wilhelm von Fürstenberg,

Heermeister des teutschen Ordens in Liefland.

Unter denen vielen merkwürdigen Männern, welche unser Vaterland, seltner für seine eigene, als für die Geschichte fremder Staaten gezeugt hat, nimmt der Heermeister Wilhelm von Fürstenberg keine der untersten Stellen ein.

Eben so merkwürdig durch die Zeit seiner Regierung, in der Geschichte des teutschen Ordens, als durch seine persönlichen unglücklichen Schicksale, in der Reihe der Sterblichen, verdient er keineswegs das Loos so vieler seiner Landsleute, in dem Moder alter Chroniken begraben zu werden. Es ist zwar nur Weniges aus den Annalen der Geschichte auf uns gekommen, was ihn genau bezeichnet, und auch dies Wenige ist unter dem Drang der Umstände durch Partheysucht der Annalisten so zerstückelt, oft so entstellt worden, daß es Mühe ko-

ſtet, aus ſolchem Wirrwarr ein getreues Bild von ihm zuſammen zu ſuchen; aber doch bleibt immer ſo viel übrig, um den Mann in ihm zu erkennen, der die ſcheinbare Beſtimmung ſeines Daſeyns: ein Beyſpiel großen Sinnes im Unglück darzuſtellen, rühmlich vollendete.

Wilhelm von Fürſtenberg wurde in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts zu Neheim, im Amt Arnsberg, geboren.

Seine Eltern waren Wilhelm von Fürſtenberg zu Neheim und Sophie von Witten.

Ueber ſeiner Jugendgeſchichte ſchwebt ein trübes, auch durch die ſcharfſinnigſte Forſchung nicht mehr aufzuhellendes Dunkel.

Daher ſich nicht beſtimmen läßt, ob eigene Neigung, Erziehung oder Familienverhältniße ihn dem geiſtlichen Stande, worin wir ihn eigentlich zuerſt erblicken, zuführten. Genug, er wiedmete ſich ihm, und zwar dem deutſchen Orden, der damals viele Weſtphalen unter ſeinen Mitgliedern zählte.

Die glänzende Rolle, welche dieſer Ritter-Staat ſeit dreyhundert Jahren in Preußen und Liefland geſpielt hatte, näherte ſich eben damals, nach dem Tode ſeines größten Heermeiſters, Walthers von Plettenberg, ihrem Ende. In dem Krakauer Frie-

den von 1525 war, mit dem Verlust des ganzen Meisterthums Preußen, dem Orden nur noch Liefland, Curland und Semgallen übrig geblieben, und auch hierin hatte der unaufhaltsam fortschreitende Geist der Zeit, die Auflösung des Ordens so geschäftig vorbereitet, daß es auch wohl seinem größten Manne, den er damals hatte, Gotthard Kettlern, unmöglich würde geblieben seyn, die alten Formen mit neuem Geist zu beleben, wenn er es nicht vorgezogen hätte, sie ganz zu zerstören.

Fürstenberg betrat also in den mißlichsten Zeitverhältnißen das Feld seiner künftigen Thätigkeit. Ohne Wähnung der nahen schrecklichen Dinge, die kommen sollten, verwaltete der Heermeister von Zalen, im Schutz des von seinem Vorfahrer Plettenberg mit den Russen geschlossenen fünfzigjährigen Friedens, nach alter gebräuchlicher Form seine Würde, und unter seinem meist friedlichen Regiment stieg Fürstenberg, der sich durch einzelne ausgezeichnete Proben von Muth, des Meisters Gunst in einem vorzüglichen Grade erworben hatte, von einer Ehrenstelle zur andern, bis ihm endlich, in seinem schon ziemlich vorgerückten Alter, die bedeutende Stelle eines Comthurs von Fellin wurde.

Um diese Zeit — 1553 — gieng der alte moskowitische Friede zu Ende. Der wehrlose Zustand, worin sich das, durch innere Zwistigkeiten fortdauernd, zerrüttete Liefland befand, nöthigte die Stände

die Fortdauer des Friedens von Zar Iwan Wassiljewitsch *II.* durch das Versprechen eines jährlichen Glaubenszinses zu erkaufen. So schimpflich und drückend diese Friedens-Bedingung war, so wenig war sie dazu geeignet, den Liefländer zum ernstlichen Nachdenken über seine Lage zu bringen. Statt durch Herstellung der inneren Ruhe, die äußere für die Zukunft zu sichern, diente vielmehr die durch den neuen Frieden gewonnene fünfzehnjährige Frist nur dazu, die innern Uneinigkeiten zu nähren und sie so mit neuen zu vermehren, daß zuletzt Bürgerkrieg unvermeidlich war.

Die erste Veranlassung dazu gab der Erzbischof von Riga, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, welcher dem Wollmarschen Vergleiche von 1546 zuwider, den Herzog Wilhelm von Meklenburg zu seinem Coadjutor ernannte.

Diese Ernennung war den Ständen und dem Orden gleich zuwider, weil beyde die mächtige Verwandtschaft des Competenten und den daraus folgenden fremden Einfluß auf die Regierung fürchteten. Sie setzten sich also dagegen und machten, als endlich, troz allen Protestationen, der Coadjutor seinen feyerlichen Einzug in Riga hielt, die drohendsten Anstalten zur Gegenwehr, welche jedoch leider! statt die Uneinigkeit im Keime zu ersticken, nur noch mehr dazu beytrugen, den förmlichen Bruch zu beschleunigen. Von dem altersschwachen Meister

von Galen wurde der Fellinische Comthur Fürstenberg, auf dessen kriegerische Tapferkeit man allgemeines Vertrauen setzte, zum Coadjutor gewählt, und diesem die Anordnung aller zum Kriege erforderlichen Maaßregeln aufgetragen. Dieser Schritt, so richtig er an und für sich mochte berechnet seyn, beleidigte den stolzen, ehrsüchtigen Landmarschall Caspar von Münster, dem eigentlich nach altem Gebrauch die Coadjutorwürde gebührt hätte, so sehr, daß er den Orden erbittert verließ, öffentlich zur Parthey des Erzbischofs übertratt, und diesen unwiderstehlich zum Kriege überredete.

So war das traurige Loos des Bürgerkriegs geworfen.

Die Sache der Liefländer schien anfangs nicht übel; denn obgleich eine Sendung des Ritters Gotthard von Kettler, an mehrere europäische Höfe um Hülfe, fruchtlos abgelaufen war, so kam ihnen dennoch die allgemeine Volksstimmung sehr zu statten. Man hatte nämlich einige von dem Erzbischof an seinen Bruder in Chiffern geschriebene Briefe aufgefangen, wodurch er sowohl, als der Landmarschall Münster in das gehässigste Licht gestellt wurde. Man verabscheute sie beyde laut als Landesverräther und gieng im Eifer so weit, daß sogar die Stadt Riga, der erzbischöfliche Sitz, sich auf die Seite des Ordens schlug. Doch nicht lange dauerten diese günstigen Aussichten; denn der Herzog Albrecht von Preußen und der König Siegmund August von Polen, welche

beyde anfangs blos die Vermittler zwischen den streitenden Theilen abgegeben hatten, traten zuletzt, als alle Versuche zum Vergleiche vergebens waren, öffentlich auf die Seite des Erzbischofs. Jener, weil er dessen Bruder war, dieser, weil die Liefländer einen seiner Abgesandten an den Erzbischof erschlagen hatten. Dieser Umstand änderte die Sache bedeutend, aber er schlug den Muth der Liefländer nicht darnieder. Im Vertrauen auf ihre gerechte Sache und entflammt durch den hohen Muth ihres Heermeisters Fürstenberg, dem inzwischen der alte Galen — 1557 — diese Würde förmlich abgetreten hatte, sahen sie vielmehr über alles hinaus, was ihnen die Hoffnung eines guten Ausgangs erschwerte. Mit ungefähr 1500 Soldaten, zusammengesetzt aus einigen wenigen regulären Truppen, riga'schen Hausknechten und Salzträgern, bewaffnet mit allerley buntem Geschirr und sechs Kanonen, giengen sie unter seiner Anführung unverzüglich auf die festen Schlösser des Erzbischofs los, eroberten die meisten und belagerten sogar seine Residenz, den festen Sitz Kokenhausen; nahmen zuletzt auch diesen und führten den Coadjutor nach Tryden, den Erzbischof nach Smilten und von da nach Adsel als Gefangene ab.

Wahrscheinlich waren diese überkühnen entscheidenden Schritte von Fürstenberg nur in der Voraussetzung gewagt worden, daß entweder dem Erzbischof die gehoffte Hülfe auf die Nachricht solcher Siege

ausbleiben, oder doch wenigstens der Spott der Feinde sich an dieser Probe festen Sinnes brechen würde. Mag dies aber seyn wie es will; genug, der Erfolg krönte die Erwartungen der Liefländer nicht.

Fürstenberg marschirte zwar noch der polnischen Armee, von deren Annäherung er unterrichtet war, bis Bauske entgegen; als er aber hier erfuhr, daß diese nicht allein in der That 80,000 Mann stark wäre, sondern daß auch schon 3000 Preußen an der Curländ'schen Grenze stünden, und eine feindliche Flotte an der Liefländ'schen Küste kreuze, da gebot ihm die Klugheit jede weitere Unternehmung zu unterlassen. Der Gedanke, die bisher errungenen Vortheile, jetzt wo es noch möglich wäre, zur Herabstimmung der gegnerischen Forderungen zu benutzen, faßte Platz in seiner Seele, und so bot er die Hand zum Frieden.

Siegmund August nahm ihn unter der Bedingung an, daß der Erzbischof und sein Coadjutor in Freyheit gesetzt und anerkannt würden, wogegen er als Großfürst von Litthauen eine feste Allianz mit Liefland gegen Rußland *) einzugehen versprach. Zu Poswol wurden diese Bedingungen am 14ten September beschworen.

*) Rußlands damalige — Rußlands heutige Macht? Welche Ahnung mag diese Vergleichung in dem denkenden Leser erwecken?

Dies war der Ausgang der ersten öffentlichen Unternehmung Fürstenbergs.

Ganz von dem richtigen Grundsatz ausgegangen, daß nichts verderblicher für einen kleinen Freystaat seye, als sich durch Verbindung mit Mächtigern gegen den Feind schützen zu wollen, wurde die Entfernung des Coadjutors, die ohnehin durch einen ausdrücklichen Vertrag garantirt war, gefordert. Aber unter welchen Verhältnißen?

Entblöst von allen Hülfsmitteln, selbst von solchen, die auch nur den Schein eines glücklichen Erfolgs hätten rechtfertigen können, wurde Fürstenberg dahin gestellt; beseelt von Muth, Tausende zum Siege zu führen; aber umgeben von einem Häuflein, das ohne Ordnung, ohne wahren Gemeingeist, nicht einmal fähig war, sich in dem Beyspiele der Männer von Marathon zu spiegeln! —

Was konnte er thun, um die Erwartungen zu rechtfertigen, welche jeder von ihm hegte, da man ihn unter solchen Umständen zum Meisterthum rief?

Wir haben gesehen, mit welcher Mühe der Poswoler Friede erstritten wurde.

Und was war dadurch gewonnen? Man gab nach, was früher verweigert worden, und tauschte dafür eine Allianz ein, deren Unbedeutenheit um

so schmerzlicher fiel, weil man sie gleich darauf höchst nöthig gegen Rußland gebrauchte.

Während des nun geendigten Bürgerkrieges waren die drey ersten Friedensjahre mit Rußland, binnen welchen der versprochne Glaubenszins zum erstenmal erlegt werden sollte (1557), verflossen. Da man nicht einmml Zeit gehabt hatte, auf Mittel für die Herbeyschaffung des Geldes bedacht zu seyn, so kann man leicht denken, wie es mit der Zahlung beschaffen war. Der Orden, die Stände, die Unterthanen, alles war in gleichem Grade erschöpft. Selbst die Bisthümer, sonst diejenigen, welche am letzten noch Sparpfenninge aufzuweisen haben, waren ohne Geld.

Zar Iwan Wassiljewitsch, der dies alles wohl wußte, rüstete sich daher ohne Verzug zum neuen Kriege, und drohte mit Gewalt zu erpressen, was man unmöglich bezahlen konnte. Fürstenbergs Lage wurde dadurch noch gedrängter als sie im vorigen Kriege gewesen war. Aller Augen auf ihn gerichtet, als den gemeinschaftlichen Erretter, stand er da, allein, ohne Aussicht auch nur den mässigsten Erwartungen entsprechen zu können.

Zahlung oder Krieg waren die beyden unausweichlichen Alternativen, und er hatte weder Geld die eine zu leisten, noch Mittel den andern zu führen. Sein und der Seinigen Untergang sahe

er mit Gewißheit voraus, ohne ihn abwenden zu können. Mit Ruhe dem Gewitter begegnen, das furchtbar, wie des Himmels Donner daher rollte, schien ihm das einzig Thunliche.

Unter solchen Aussichten näherte sich die Moskowitische Macht allmählig den Grenzen. Das Stift Dorpat, welches sich zuerst und vorzüglich von ihr bedroht glaubte, versuchte es, seinem Schicksal dadurch zu entgehen, daß es Abgeordnete an den Zar schickte, welche, sonderbar genug, den versprochenen Zins — läugnen mußten.

Dieser Schritt, weit entfernt, Lieflands unglückliches Schicksal abzuwenden, diente vielmehr nur dazu, es zu beschleunigen. Des Zars gereizter Zorn stieg dadurch auf den höchsten Grad, so daß er Liefland nun förmlich den Krieg erklärte, (Anfangs 1558) und eine Armee von 40,000 Mann unter Anführung des Chans Schig Alei einrücken ließ, welche ganz Esthland mit Feuer und Schwerdt auf das Grausamste verheeren mußte.

Zum Glück war Schig Alei menschlicher als sein Herr, denn er zog sich bald darauf freywillig wieder bis Pleskow zurück, und forderte von hieraus die Liefländer schriftlich auf, durch freywillige Entrichtung des Zinses, doch ferneres Blutvergiessen zu hindern.

Fürstenberg, dem es an gutem Willen nicht fehlte, versprach dieses gern, und schickte sogleich

eine eigne Gesandtschaft an den Zar, welche diesen, wegen der gänzlichen Erschöpfung des Landes, nur um einigen Aufschub ersuchen mußte. Aber der Zar war unerbittlich. Er forderte 60,000 Rthlr. auf der Stelle, oder Krieg; da man die Summe nicht aufzubringen wußte, so rückten die russischen Waffen vorwärts. *)

Selbst das nachherige Anerbieten der Baarschaft, welche man endlich im Auslande mit unsäglicher Mühe aufgebracht hatte, war nicht mehr im Stande, den gereizten Zar zu besänftigen, er wollte nun Krieg.

So geschahe es, daß Narwa am 12ten May 1558 von den Russen erobert wurde. Der Ritter Göddert Kettler, welcher mit einem kleinen Corps nur drey Meilen davon postirt war, durfte keinen Ersatz versuchen, weil seine Mannschaft für ein Wagestück viel zu gering war. Ueberhaupt gieng es in diesem Kriege noch schlechter als im vorigen; das Zusammenziehen der Truppen war mit so viel Schwierigkeiten und Zögerungen verbunden, daß seltener Muth und Kraft dazu gehörten, mit solchen Menschen etwas zu unternehmen. Etwa 600 schlecht berittene Reuter und 1500 ungeübte Bauern

*) In Liefland war kein Geld, und in Rußland, welches zu leihen ist, durch ein Verbot des Zars, unmöglich gemacht worden.

waren alles, was der Großmeister und der Bischof von Dorpat, in dieser schrecklichen Noth des Vaterlandes zusammen bringen konnten.

Sie bezogen damit ein Lager bey Kyrempä, verlegten aber dieses bey der Annäherung der Feinde allmählig wieder bis Walk zurück, um erst einige Zeit für die Uebung ihrer ungeregelten Haufen zu gewinnen. Kettler hatte den Auftrag das Schloß Kyrempä in Brand zu stecken und theils dadurch, theils durch die Bewegungen seiner Leute den Rückzug der Armee zu decken. Beydes gelang ihm; besonders entwickelte er bey seinem eigenen Rückzuge ein so entscheidenes Feldherrntalent, daß der ganz davon ergriffene Heermeister ihn bald nachher — den 9ten July 1558 — zu seinem Coadjutor ernannte.

Indeß wurde Kyrempä um des dort befindlichen Getränkes willen von den herbeygeeilten Bauern wieder gelöscht, und bald von einer Menge berauschter Zecher angefüllt, welche ihre abgezogenen Landsleute in lautem Jubel an die angelangten Russen verriethen. Diese, von dem elenden Zustande der liefländischen Kriegsmacht, welche sie sich doch nicht so schlecht vorgestellt hatten, kaum unterrichtet, setzten ihr sogleich nach und drangen so schleunig bis Dorpat vor, daß der Heermeister kaum Zeit behielt 160 Mann Besatzung in diese wichtige Festung zu werfen. Die Stadt wurde sogleich — 11ten

July — eingeschlossen und mit einer fürchterlichen Belagerung bedroht, wenn sie sich nicht auf der Stelle ergeben würde.

Ihre Lage war entsetzlich! Eine schlechte unverhältnißmäßig geringe Besatzung, alte verfallene Werke, lautes Wehklagen der zitternden Domherren! An Ersatz war nicht zu gedenken, da der Ordensmeister selbst verlassen war, und so blieb nichts übrig als Ergebung. Die Festung gieng verloren und mit ihr eine der bedeutendsten Stützen des Ordens. *)

Fürstenbergs und der Seinigen Lage verschlimmerte sich dadurch ausserordentlich. Der Coadjutor Kettler machte zwar mit einigen Verstärkungs-Truppen, die ihm der Domprobst Fölkersahm zuführte, einige Versuche, Dorpat wieder zu erobern; aber dabey blieb es auch. Einige Tage früher hätten diese Truppen die Festung durch Entsatz retten können, nun kamen sie zu spät und konnten höchstens als unbedeutende Verstärkung im Felde gebraucht werden.

Alle diese Umstände überzeugten daher den Coadjutor sowohl als den Heermeister, immer dringen-

* Die Domherren, welche wehklagend am meisten zur Uebergabe geschrien hatten, suchten nachher ihre Feigheit durch eine Hochverrathsklage gegen die Commandanten zu verbergen.

der von der Nothwendigkeit fremder Hülfe, ohne welche der Orden in der That verloren war. Aber wo diese erhalten? und zwar so schnell als es die Noth erheischte? Ueberall schlechte Aussichten! Doch um nichts zu versäumen, was noch im Reich der Möglichkeit lag, entschloß sich Fürstenberg, troz seinem durch viele Strapatzen geschwächten Körper und Alter, das Commando der Armee noch einmal zu übernehmen, damit indessen Kettler nach Krakau reisen und den letzten Versuch machen könnte, den König Siegmund von Polen zur Erfüllung seines im Poswoler Frieden gegebenen Allianzversprechens zu bewegen.

Kettler kam gegen Ende des Jahrs dort an. Er stellte dem Könige vor, wie nahe ihm selbst durch Lieflands Untergang die Gefahr treten müße, und fand ihn endlich geneigt, Hülfe zu leisten. Weil aber der König in solchen Fällen nicht einseitig ohne Einwilligung der Republik zu Werke gehen durfte, und Kettlern deßwegen erst auf einen Reichstag beschied, den er auf den 21sten Juny des folgenden Jahres nach Wilna ausgeschrieben hatte, so giengen dadurch die Aussichten größtentheils wieder verloren, die sein guter Wille eröffnet hatte. Kettler wendete sich deßwegen gleich weiter an den Kaiser, von diesem an das Reich, und da es ihm hier, einige nie erfüllte Versprechungen abgerechnet, nicht besser gieng als in Polen, so reiste er zurück nach Liefland, wo ihm der altersschwache Heermeister mit Ungeduld entgegen sah.

Das fortdauernde Unglück, das diesen seit seinem Regierungsantritt verfolgte, machte ihn an seinem Schicksale verzweifeln! Nur mit der äussersten Anstrengung war es ihm in des Coadjutors Abwesenheit möglich geworden, sich ohne große Nachtheile gegen einen unendlich überlegenen Feind zu behaupten, während er jenen mit immer gleicher, eben so rastloser Aufopferung als Thätigkeit für die Erhaltung des sinkenden Ordens arbeiten sah.

Es konnte ihm daher nicht länger entgehen, daß dieser als Meister eigentlich der Würdigere sey, und kaum hatte diese Ueberzeugung sein Innerstes erfüllt, so rathschlagte er auch nicht lange mehr über dasjenige, was nun zu beginnen sey. Blos das Wohl des Vaterlandes im Auge, legte er gleich nach Kettlers Zurückkunft seine Würde nieder, um sie auf das Haupt desjenigen übergehen zu sehen, dem er das Zeugniß gab, daß er vielleicht allein noch im Stande sey, den Untergang des Vaterlandes zu verhindern.

Diese von seltner Selbstverläugnung zeugende That ist unstreitig eine der größten, welche wir bisher von Fürstenbergs tapferer Behauptung seines damals beyspiellos schweren Postens erzählt haben; aber der düstre Stern, der über allen seinen Unternehmungen waltete, krönte auch diese That mit keinem andern Lohn, als dem des Bewußtseyns. Ohne den Gang des über den Orden hereinbrechenden

furchtbaren Schicksals dadurch zu wenden, wurde solche für ihn nur eine Quelle des Elends, indem sie ihm auch nicht einmal in dem selbstgewählten, bescheidenen Loose eines Privatmannes die Ruhe erwarb, welche sein Alter so sehr bedurfte und die Keinem mehr zu gönnen war.

Um vor den fernern Stürmen des Krieges gesichert zu seyn, hatte sich Fürstenberg nach Fellin, dem festesten Schlosse des Landes, begeben. Als — 1560 — die russische Armee, durch neue, sehr beträchtliche Verstärkungen unterstützt, die Belagerung desselben begann, besorgte man von Seiten des Ordens nichts, weil man das Schloß geradezu für unüberwindlich hielt. Aber schwache Männer vermögen nichts hinter starken Mauern. Unter der Besatzung befanden sich feige Verräther, welche die Feste mit dem alten Ordensmeister an den Feind überlieferten. Viele der ersten Gebietiger, namentlich der Landmarschall Philipp Schall von Bell, sein Bruder Werner, Comthur von Golding, der Bauskesche Vogt, Heinrich von Galen, Kondensche Vogt, Christoph Syberg und noch mehrere andere, hatten gleiches Schicksal. Sie wurden alle nach Moskau gebracht, dort im Triumphe aufgeführt und dann entweder unter schrecklichen Mißhandlungen zu Tode gemartert, oder zu lebenslänglichen, noch empfindlichern Qualen aufbewahrt.

Unter den Letztern war der unglückliche Fürstenberg. In dünner Kost kaum dem Hungertode ent-

rissen, wurde er in scheußlichen Löchern an Ketten gelegt, aller Freunde, alles Trostes beraubt. Selbst der Sonne freundliches Licht gönnten ihm die Barbaren nicht, indem sie ihn nur bisweilen des Nachts, wie einen wilden Bären, zu rohem belustigendem Spott herausführten.

Als der Ruf von Fürstenbergs traurigem Schicksal 1564 nach Teutschland gedrungen war, verwendete sich der dasige Großmeister durch eine eigene, mit reichen Geschenken beladene Gesandtschaft, bey dem Zar für seine Freylassung; aber es scheint, wie Horrion sagt, die Bestimmung, welche ihm in den beyden heterogenen Bedingungen: Fürstenhut und widriges Glück, gegeben war, konnte nur durch äusserste Prüfung im Unglück erfüllt werden. Der Zar nahm die Geschenke an, ohne die Freylassung zu bewilligen.

Seit dieser Zeit verschwindet der Name des unglücklichen Meisters ganz aus der Geschichte. Nur der glänzende Ruhm erhellt noch den Rest seiner Tage. Auch in der größten Verlassenheit verehrte er tief die weise Hand der Vorsehung; mit diesem kindlich frommen Sinne gieng Fürstenberg der stillen Todesstunde entgegen, die in seiner Niedrigkeit kein Schriftsteller aufzuzeichnen für Werth hielt.

II.

Kaiser Karl der Fünfte
befreyt
20,000 Unglückliche aus der Sclaverey
und
beglückt sie durch reichliche Gaben.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ereignete sich plötzlich eine Revolution, welche die Staaten der Barbarey den Europäern furchtbar, und ihre Geschichte merkwürdiger machte. Diese Revolution wurde von Leuten zu Stande gebracht, von denen man, ihrer Herkunft nach, keine so berühmte Rolle hätte erwarten sollen.

Horuc und Hairadin, die Söhne eines Töpfers in der Insel Lesbos, wurden durch einen unruhigen und unternehmenden Muth angetrieben, verließen ihres Vaters Handwerk, liefen zur See und unter eine Seeräuberbande. Sie zeich-

neten sich bald durch ihre Unerschrockenheit und Thätigkeit aus, verschafften sich eine kleine Brigamine und trieben ihr schändliches Seeräuber-Handwerk so geschickt und glücklich, daß sie bald eine Flotte von 12 Galeeren und vielen kleinen Schiffen zusammenbrachten. Der ältere Bruder Horuc, seines Rothbarts wegen Barbarossa genannt, war der Admiral dieser Flotte, und Hairadin der 2te Befehlshaber, beyde mit gleich großer Autorität. Sie hießen sich selbst Freunde der See und Feinde aller Seefahrer. Ihre Namen wurden bald von den Dardanellen bis an die Straße von Gibraltar furchtbar. Mit ihrem Rufe und Macht wuchsen auch ihre herrschsüchtigen Absichten, und alle Gesinnungen, welche kühnen Eroberern eigen sind. Oft führten sie die an den spanischen und italienischen Küsten gemachte Prisen in die Häfen der Barbarey; und weil sie derselben Bewohner durch den Verkauf ihrer Beute und die leichtsinnige Verschwendung ihres Schiffsvolks bereicherten, so waren sie an jedem Orte, in dem sie einliefen, willkommne Gäste. Die bequeme Lage dieser Häfen, die den damals größten Handelsstaaten in der Christenheit so nahe lagen, flößten den Brüdern den Wunsch ein, sich in jenem Lande festzusetzen. Bald zeigte sich eine günstige Gelegenheit, und sie ließen sie nicht aus den Händen.

Eutemi, König von Algier, hatte es verschiedenemale versucht, ein Fort zu erobern, das der

spanische Gouverneur von Oran nicht weit von Algier erbaut hatte; er gerieth auf den unglücklichen Einfall, den Barbarossa zu Hülfe zu rufen, dessen Tapferkeit die Afrikaner für unwiderstehbar hielten. Der thätige Seeräuber nahm mit Freuden diese Einladung an, ließ seinen Bruder Hairadin bey der Flotte und marschirte an der Spitze von 5000 Mann nach Algier, wo er als ihr Retter aufgenommen wurde. So ein Korps gab ihm die Obermacht in der Stadt, und wie er sah, daß die Mauren weder etwas Böses von ihm argwohnten, noch sich mit ihren leichtbewaffneten Truppen seinen geübten und erfahrnen Leuten widersetzen konnten, so räumte er insgeheim den König, dem er zu Hülfe gekommen war, aus dem Wege, und ließ sich an dessen Statt zum König von Algier ausrufen. Die Gewalt, deren er sich so kühn bemächtigt hatte, strebte er durch Kunstgriffe zu sichern, die dem Genie des ihm nun unterjochten Volks gemäß waren; durch unbegrenzte Freygebigkeit gegen diejenigen, die seine Erhebung begünstigten, und durch eben so unbegrenzte Grausamkeit gegen alle diejenigen, in welche er einiges Mißtrauen setzte.

Mit dem solchergestalt erworbenen Throne sich noch nicht begnügend, griff er auch den benachbarten König von Tremecen an, überwand ihn in einer Schlacht und vereinigte seine Staaten mit Algier. Indessen fuhr er immer noch fort, die spanischen und italienischen Küsten mit Flotten heimzu-

suchen, die eher der Seemacht eines großen Monarchen, als den leichten Geschwadern eines Seeräubers ähnlich sahen. Die Verheerungen, die sie anrichteten, zwangen Kaiser Karl *V.*, zu Anfang seiner Regierung, den Marquis von Comares, Gouverneur von Oran, mit hinlänglichen Truppen zu verstärken, um Barbarossa anzugreifen. Dieser Befehlshaber führte mit Beystand des verjagten Königs von Tremecen den Auftrag mit solchem Muthe aus, daß er Barbarossa's Truppen in verschiedenen Gefechten überwand, und ihn selbst in Tremecen einsperrte; als Barbarossa die Stadt bis aufs äusserste vertheidigt hatte, wurde er in einem Versuche zu entwischen eingeholt und erlegt, weil er sich nicht ergeben wollte, sondern mit kühner Tapferkeit focht.

Sein Bruder Hairadin, der ebenfalls unter dem Namen Barbarossa bekannt ist, übernahm den Scepter von Algier mit gleicher Herrschsucht und Fähigkeit, aber mit größerm Glücke. Weil seine Regierung nicht durch die Waffen der Spanier beunruhigt wurde, die in den Kriegen mit den europäischen Mächten genug zu thun hatten, so ordnete er die innere Polizey seines Königreichs mit bewundernswürdiger Klugheit an, trieb seine Seeunternehmungen mit großem Nachdruck fort, und erweiterte seine Eroberungen auf dem festen Lande von Afrika. Wie er aber endlich bemerkte, daß die Mauren und Araber seine Herrschsucht mit der äußersten Ungeduld ertrugen, und er dazu befürchten mußte, daß seine un-

aufhörlichen Seeräubereyen ihm einmal die Waffen der Christen zuziehen würden, so setzte er seine Staaten unter den Schutz des türkischen Kaisers, und erhielt ein Korps türkischer Soldaten von ihm, die ihn sowohl gegen seine einheimischen als gegen seine auswärtigen Feinde sicherten. Endlich, da sich der Ruf von seinen Thaten je länger je weiter ausbreitete, bot Soliman ihm das Komando über die türkische Flotte an, als dem einzigen Manne, dessen Tapferkeit und Erfahrenheit in Seesachen ihn in Stand setzten, dem Andreas Doria, dem größten Seehelden der damaligen Zeit, die Spitze zu bieten. Stolz auf diesen Vorzug kam Barbarossa nach Konstantinopel, verband mit bewunderungswürdiger Geschmeidigkeit die Kunstgriffe eines Hofmanns mit dem Muthe eines Seeräubers, und erwarb sich das vollkommenste Vertrauen des Kaisers und seines Großvezirs. Ihnen eröffnete er seinen Anschlag, Tunis (damals das blühendste Königreich auf der afrikanischen Küste) zu erobern. Das Anerbieten wurde genehmigt, und er erhielt alles, was er zur Ausführung verlangte. Seine Hoffnung, daß ihm diese Unternehmung gelingen würde, gründete sich auf die innerliche Zwietracht im Königreich Tunis. Mahomed, der letztverstorbene König des Landes, hatte mit verschiedenen Weibern 34 Söhne erzeugt, und Mulei Hascen, einen der jüngsten unter ihnen, zu seinem Thronfolger ernannt. Dieser schwache Fürst, der diesen Vorzug nicht mit seinen eignen Verdiensten, sondern der Gewalt, die seine

Mutter über einen alten kindisch gewordenen Monarchen erlangte, zu verdanken hatte, räumte zuerst seinen Vater mit Gift aus dem Wege, damit derselbe ausser Stand gesetzt wurde, seine Ernennung wieder umzustoßen; und dann ließ er, zufolge der grausamen Politik, die überall herrscht, wo die Vielweiberey erlaubt ist, und die Erbfolgen nicht genau bestimmt und entschieden sind, alle seine andern Brüder, deren er sich bemächtigen konnte, hinrichten. Alraschid, einer der ältesten, hatte das Glück, seiner Wuth zu entwischen. Er fand eine Zuflucht unter den herumwandernden Arabern und versuchte es verschiedenemale, mit Beyhülfe einiger ihrer Oberhäupter, den Thron wieder zu erlangen, der ihm von Rechts wegen zugehörte. Weil ihm aber alle diese Versuche fehl schlugen, und die Araber, ihrer natürlichen Wankelmüthigkeit nach, im Begriffe waren, ihn seinem unbarmherzigen Bruder auszuliefern, so entfloh er nach Algier, dem einzigen ihm noch übrigen Zufluchtsorte; er rief den Barbarossa um Hülfe an, der mit einem Blicke alle die Vortheile einsah, die er durch Unterstützung seines Anspruchs erlangen konnte, und ihn daher mit allen ersinnlichen Merkmalen der Freundschaft und Höflichkeit aufnahm. Da er eben damals im Begriffe war, nach Konstantinopel zu segeln, so überredete er den Alraschid, (welcher, aus Begierde, eine Krone zu erlangen, Alles wagte) ihn dorthin zu begleiten. Er versprach ihm die nachdrücklichste Hülfe von Soliman, den er als den großmüthigsten

und mächtigsten Monarchen in der Welt schilderte. Kaum waren sie aber in Konstantinopel angelangt, als der treulose Seeräuber, ohne sich im geringsten an die ihm gethanenen Versprechungen zu kehren, dem Sultan einen Anschlag eröffnete, unter dem Vorwande der Unterstützung dieses vertriebenen Fürsten und vermittelst der Parthey, die bereit wäre, sich für ihn zu erklären, Tunis zu erobern und mit dem türkischen Reiche zu verbinden. Soliman billigte zu leichtsinnig diesen treulosen Antrag, der dem Karakter seines Urhebers höchst gemäß, eines großen Fürsten aber ganz und gar unwürdig war. Man versammelte bald eine mächtige Flotte und ein zahlreiches Heer, bey dessen Anblick der leichtgläubige Alraschid sich schmeichelte, daß er bald im Triumph in seine Hauptstadt einziehen würde. Als aber dieser unglückliche Fürst eben an Bord gehen wollte, wurde er auf Befehl des Sultans in Verhaft genommen, im Serail eingesperrt, und kam nie wieder zum Vorschein. Barbarossa richtete mit einer Flotte von 250 Segeln seinen Lauf nach Afrika. Als er die Küsten Italiens verheert und das ganze Land in Schrecken gesetzt hatte, erschien er vor Tunis, schiffte seine Truppen aus und erklärte sich, er käme, Alraschids Recht zu behaupten, vorgebend, denselben am Borde der Admiralitätsgaleere krank zurückgelassen zu haben. Die Festung Goletta, welche die Bay bestreicht, gerieth ihm bald, theils durch seine eigne Geschicklichkeit, theils durch die Verrätherey des Kommandanten, in die Hände; und die Einwohner

von Tunis, die Mulei Hascens Regierung überdrüßig waren, ergriffen das Gewehr, und erklärten sich mit so vielem Eifer und Eintracht für Alraschid, daß jener höchst eilfertig die Flucht ergreifen und alle seine Schätze dahinten lassen mußte. Die Thore wurden dem Barbarossa augenblicklich geöffnet, als dem Wiederhersteller ihres rechtmäßigen Königs; als aber Alraschid nicht selbst zum Vorschein kam, und man unter dem Freudengeschrey der in die Stadt marschirenden Truppen nur Solimans Namen allein hörte, fieng das Volk von Tunis an, des Seeräubers Verrätherey zu muthmaßen, und wie ihr Verdacht sich bald in Gewißheit verwandelte, so ergriffen sie mit äusserster Wuth die Waffen und umringten die Citadelle, in welche Barbarossa seine Truppen geführt hatte. Weil er aber diese Revolution vorhergesehen und sich darauf gefaßt gemacht hatte, so richtete er augenblicklich das Geschütz von den Wällen aufs Volk und zerstreute durch ein lebhaftes Feuer des Geschützes die zahlreichen aber verwirrten Stürmenden, zwang sie, Soliman für ihren Landesherrn zu erkennen, und sich ihm sesbst als dessen Unterkönig zu unterwerfen. Nun war er vor allen Dingen darauf bedacht, das so erschnappte Königreich in den gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen. Er verstärkte die Citadelle, welche die Stadt bestreicht, befestigte Goletta regelmäßig und mit sehr großen Kosten; machte es zum Hauptsammelplatze seiner Flotte und zu seinem Hauptarsenal für Kriegs- und Seevorräthe.

Im Besitz so weitläuftiger Staaten betrieb er seine Räubereyen gegen die christlichen Staaten mit grösserer Macht und verheerender Gewalt fort. Täglich liefen bey Kaiser Karl *V.*, von Seiten seiner spanischen und italienischen Unterthanen, neue Klagen über die Gewaltthätigkeiten ein, die von Barbarossens Seeräubern verübt wurden. Die ganze Christenheit schien es von ihm, als ihrem mächtigsten und glücklichsten Fürsten zu erwarten, daß er dieser neuen und verhaßten Unterdrückung ein Ende machen würde. Zur nemlichen Zeit wendete sich Mulei Hascen, der vertriebene König von Tunis, da er keinen unter den mahomedanischen Fürsten in Afrika geneigt oder fähig fand, ihm wieder zu seinem Thron zu verhelfen, an Karln, als den einzigen Monarchen, der seine Rechte wider einen so furchtbaren Anmaßer behaupten könnte. Der Kaiser — eben so begierig, seine Staaten von der gefährlichen Nachbarschaft des Barbarossa zu befreyen, als geneigt, der Beschützer eines unglücklichen Königs zu seyn, und den Ruhm zu erwerben, der damals mit jeder Unternehmung gegen die Mahomedaner verknüpft war — schloß sogleich einen Vertrag mit Mulei Hascen, und machte Zurüstungen zu einem Zuge gegen Tunis. Weil er seine eigene Kriegstalente in einem neulichen Feldzuge in Ungarn versucht hatte, so hatte er nun so viel Geschmack an Kriegsrollen gefunden, daß er sich entschloß, in diesem Feldzuge in eigner Person zu kommandiren. Die vereinigte Macht seiner Staa-

zen wurde aufgeboten zu einer Unternehmung, an welche der Kaiser seinen eigenen Ruhm wagen wollte, und der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Eine niederländische Flotte führte aus den Niederlanden ein Korps teutscher Fußvölker herbey; die Galeeren von Neapel und Sizilien nahmen die alten italienischen und spanischen Truppen an Bord, die sich durch so viele Siege über die Franzosen hervorgethan hatten; der Kaiser selbst schiffte sich zu Barcellona mit dem Kern des spanischen Adels ein, und zu ihm stieß ein beträchtliches portugiesisches Geschwader, unter den Befehlen des Infanten Don Ludwigs, Bruders der Kaiserin. Andreas Doria führte seine eigenen Galeeren, die bestausgerüsteten, die es damals in Europa gab, und von den erfahrensten Seeoffiziers kommandirt, herbey; der Pabst leistete allen ihm möglichen Beystand zur Ausführung einer so frommen Unternehmung, und der Maltheserorden, der ewige Feind der Ungläubigen, rüstete ein kleines Geschwader aus, das aber wegen der Tapferkeit der an seinem Borde dienenden Ritter furchtbar war. Der Hafen Cagliari in Sardinien war der allgemeine Sammelplatz. Doria wurde zum Großadmiral der Seemacht ernannt, und das Oberkommando der Landtruppen dem Marquis di Quasto anvertraut.

Am 16. July 1535 gieng die Flotte, die aus ungefähr 500 Segeln bestand, und über 30,000 Mann am Bord hatte, von Cagliari unter Segel, und

lief nach einer glücklichen Schiffahrt im Angesichte von Tunis ein. Barbarossa hatte des Kaisers unermeßliche Zurüstungen bey Zeiten erfahren; und weil er ihre Bestimmung muthmaßte, sich gleich klug und thätig zur nachdrücklichen Vertheidigung seines neu eroberten Königreichs gerüstet. Er rief alle seine Seeräuber aus ihren verschiedenen Stationen zurück, zog so viel Truppen aus Algier, als er dort erübrigen konnte; fertigte Boten an alle die afrikanischen, sowohl maurischen als arabischen Fürsten, ab; schilderte ihnen Mulei Hascen als einen ruchlosen Abtrünnigen, den Herrsch- und Rachsucht verleitet hätten, nicht nur der Vasall eines christlichen Fürsten zu werden, sondern er habe sich auch mit diesem zur Ausrottung des mahomedanischen Glaubens verschworen, und entflammte dadurch diese unwissende und abergläubische Oberhäupter, wie für eine ihnen allen gemeinschaftliche Sache, die Waffen zu ergreifen. Zwanzigtausend Mann Reiterey und ein ungeheures Corps Fußvölker zogen sich bald nach Tunis zusammen, und Barbarossa wußte, durch eine kluge Vertheilung von Geschenken unter sie, von Zeit zu Zeit zu verhindern, daß der Eifer, welcher sie versammelt hatte, nicht erlosch. Weil er aber seines Feindes Streitkräfte zu gut kannte, und es keineswegs wagen wollte, dergleichen leichte Truppen der schwer bewaffneten Reuterey und den alten erfahrnen Fußvölkern, woraus des Kaisers Heer bestand, entgegen zu stellen; so setzte er sein Hauptvertrauen auf die starken Festungswerke von

Goletta, und auf sein Corps türkischer Truppen, welche nach europäischer Art bewaffnet und geübt waren. Sechstausend Mann von diesen warf er, unter dem Commando Sinans, eines jüdischen Renegaten, des tapfersten und erfahrensten unter allen seinen Seeräubern, in diese Festung, die der Kaiser sogleich berennte. Weil der Kaiser Meister zur See war, ward sein Lager nicht nur mit allen Bedürfnißen, sondern auch mit allen Ueppigkeiten des Lebens so reichlich versehen, daß Mulei Hascen, der es nicht gewohnt war, mit solcher Pracht und Ordnung Krieg zu führen, über die Macht des Kaisers erstaunte. Dessen Truppen wurden durch seine Gegenwart ermuntert, und hielten es für ein verdienstliches Werk, ihr Blut in einer so frommen Sache zu vergießen, und wetteiferten mit einander um die gefährlichsten Posten. Man formirte drey verschiedene Angriffe, und da den Teutschen, Spaniern und Italienern, jedem Corps einer von diesen Angriffen vertraut wurde, so betrieben sie dieselben mit jenem erwünschten Muthe, welchen nur Nationalwetteifer einzuflößen pflegt.

Sinan bewies seiner Seits eine Entschlossenheit, Geschicklichkeit und Erfahrung, die dem von seinem Herrn in ihn gesetzten Vertrauen vollkommen entsprach. Die Besatzung verrichtete den harten Dienst mit großer Standhaftigkeit. Wiewohl er die Belagerer durch häufige Ausfälle unterbrach, obgleich seine Mauren und Araber das Lager mit ihren

beständigen Streifereyen beunruhigten, so wurden doch die Breschen auf der Landseite bald so groß (da die Flotte die Festungswerke, denen sie sich nähern konnte, mit eben so vielem Nachdruck als Glück beschoß), daß, als plötzlich ein allgemeiner Angriff geschah, der Platz mit Sturm genommen war. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr zog sich Sinan mit dem Ueberreste der Besatzung über einen seichten Theil der Bay nach der Hauptstadt zurück. Durch die Eroberung von Goletta bemeisterte sich der Kaiser der Flotte des Barbarossa, die aus 87 Galeeren und Galiotten bestand, dessen Arsenals und 300 Stücke meistens metallener Kanonen; eine erstaunliche Anzahl für die damaligen Zeiten, und ein auffallender Beweis von der Stärke der Festung und der großen Macht des Seeräubers. Der Kaiser marschirte durch die Bresche in Goletta ein, wendete sich zu Mulei Hascen, der ihn begleitete, und sagte:

„Hier ist euch ein Thor geöffnet, wodurch ihr zurückkehren und eure Staaten in Besitz nehmen könnet."

Barbarossa fühlte zwar das ganze Gewicht des Schlages, den er bekommen hatte, ließ aber darum den Muth nicht sinken, noch weniger gab er die Vertheidigung der Stadt Tunis auf. Weil aber deren Mauern von sehr weitem Umfange, dabey äusserst schwach waren, und da er sich auf die Treue der Einwohner nicht verlassen konnte noch hoffen durfte, daß die Mauren und Araber die Beschwerlichkeiten

einer Belagerung aushalten würden, so faßte er den kühnen Entschluß, mit seinem Heer, das sich auf 50,000 Mann belief, gegen das kaiserliche Lager anzurücken, und das Schicksal seines Königreichs durch den Ausgang einer Schlacht zu entscheiden. Diesen Entschluß eröffnete er seinen vornehmsten Offiziers, er stellte ihnen zugleich die fatalen Folgen vor, die daraus entstehen würden, wenn 10,000 Christensclaven, die er in die Citadelle eingesperrt hatte, während der Abwesenheit des Heeres einen Aufstand wagten, und schlug, als eine für die Sicherheit des Staates nothwendige Vorsichtigkeit, vor, sie alle ohne Erbarmen niederzumachen, ehe er seinen Marsch anträte. Alle seine Offiziers billigten eifrig seinen Entschluß, eine Schlacht zu liefern; so sehr sie aber auch auf ihren Seeräuberzügen zu Scenen des Blutvergiessens und Grausamkeit abgehärtet waren, so erfüllte doch die Unmenschlichkeit seines Vorschlages, in Ansehung der Sklaven, sie mit Grauen und Entsetzen; und Barbarossa ließ sich eher durch die Furcht, sie zu erbittern, als durch Gefühle der Menschlichkeit bewegen, den Sclaven das Leben zu lassen.

Der Kaiser hatte nun seinen Marsch nach Tunis angetretten, und ungeachtet seine Truppen auf ihrem Zuge über brennenden Sand, wo sie kein Wasser fanden und der unerträglichen Sonnenhitze ausgesetzt waren, unbeschreibliche Beschwerlichkeiten ausstanden, so erreichten sie doch den Feind bald.

Die Mauren und Araber, die sich auf ihre weit überlegene Zahl verließen, rannten augenblicklich mit lautem Geschrey zum Angriffe; allein ihr ungeübter Muth konnte den Stoß regelmäßiger Truppen keinen Augenblick aushalten; und obgleich Barbarossa mit bewunderungswürdiger Gegenwart des Geistes und Herzhaftigkeit seine Person den größten Gefahren aussetzte und sich bestrebte, die Seinigen wieder zusammenzuraffen, so wurde doch die Flucht so allgemein, daß er selbst mit nach der Stadt hin fortgerissen wurde. Hier fand er alles in der größten Verwirrung; einige der Einwohner flüchteten mit ihren Familien und Habseligkeiten; andere waren bereit, ihre Thore dem Sieger zu öffnen; die türkischen Soldaten rüsteten sich zum Abzuge, und die Citadelle, die in dieser Noth ihm einige Zuflucht hätte gewähren können, war schon in den Händen der Christensclaven. Diese Unglücklichen, die durch ihre fürchterliche Lage zur Verzweiflung gebracht waren, hatten eben die Gelegenheit, wie es Barbarossa befürchtet hatte, ergriffen. Sobald sein Heer sich etwas von der Stadt entfernt hatte, zogen sie zwey von den Kerkerwächtern auf ihre Seite, mit deren Beystand sie ihre Ketten abstreiften, die Gefängniße erbrachen, die türkische Besatzung überwältigten und das Geschütz der Festung wider ihre ehemaligen Bedrücker richteten. Verzweifelnd und wüthend schrie nun Barbarossa bald über das falsche Mitleiden seiner Offiziere, bald bereute er sein eigenes Nachgeben, und floh in größter Eile nach Bona.

Kaiser Karl begnügte sich indessen mit dem erfochtenen Siege, rückte langsam mit der in einem feindlichen Lande nöthigen Vorsicht an, die ganze Größe seines eigenen Glückes selbst noch nicht fühlend. Endlich aber meldete ihm ein von den Sclaven an ihn abgefertigter Bote das Gelingen ihres muthigen Versuchs, sich in Freyheit zu setzen, und zu gleicher Zeit langten Abgeordnete aus der Stadt an, ihm ihre Thorschlüssel zu überreichen und ihn um Schutz gegen Kriegsgewaltthätigkeiten anzuflehen. Während er sich über die hiezu dienlichen Mittel berathschlagte, stürmten die Soldaten, welche befürchteten, ihre erwartete Beute einzubüßen, plötzlich in die Stadt, und fingen an, ohne Unterschied oder Ansehen der Personen, zu morden und zu plündern. Nun war's zu spät, ihre Grausamkeit, Raubsucht und unbändige Frechheit hemmen zu wollen. Alle Gewaltthaten, die Soldaten nur immer in der Wuth eines Sturmes verüben, alle Frevel, welche Menschen nur immer begehen können, wenn ihre Leidenschaften noch durch jene Verachtung und jenen Haß, welche Verschiedenheit in Religion und Sitten einflößen, angespornt werden, wurden hier begangen. Mehr als 30,000 von den Unschuldigen Einwohnern kamen an jenem unglücklichen Tage um.

Mulei Hascen bestieg einen Thron, der mit Leichen umgeben war; er wurde von seinen Unterthanen, die er in dieses Elend gestürzt hatte, verab-

scheuet, und selbst von denen, deren Unbesonnenheit es veranlaßte, bemitleidet. Der Kaiser bejammerte den fatalen Zufall, der den Glanz seines Sieges befleckt hatte; und unter diesen Gräueln gab's nur einen Auftritt, der ihm einiges Vergnügen gewährte. Zehntausend Christensclaven, worunter verschiedene Standespersonen waren, kamen ihm beym Eingange in die Stadt entgegen, fielen auf ihre Knie nieder, und dankten und segneten ihn als ihren Erretter.

Als der Kaiser sein Versprechen an den maurischen König, ihn in seine Staaten wieder einzusetzen, erfüllte, versäumte er auch nichts, was zur Dämpfung der Macht der afrikanischen Seeräuber, zur Sicherheit seiner eignen Unterthanen, und für den Vortheil der spanischen Krone nöthig war. Um diese Absichten zu erreichen, schloß er mit Mulei Hascen folgenden Vertrag: Er solle das Königreich Tunis als ein Lehen von der spanischen Krone besitzen, und dem Kaiser als seinem Lehnsherrn huldigen; alle jetzt in seinen Staaten befindliche Christensclaven, aus welcher Nation sie auch wären, sollten ohne Lösegeld in Freyheit gesetzt werden, kein Unterthan des Kaisers sollte in Zukunft in Sclaverey gehalten werden; kein türkischer Seeräuber sollte in die Häfen seiner Staaten einlaufen dürfen, den sämmtlichen Unterthanen des Kaisers sollte freye Handlung, nebst der öffentlichen Uebung der christlichen Religion gestattet seyn; der Kaiser sollte nicht nur Goletta behalten, sondern auch

alle die andern festen Seestädte des Königreichs mußten ihm eingeräumt werden; Mulei Hascen sollte jährlich 12,000 Kronen zum Unterhalt der spanischen Besatzung in Goletta bezahlen; er sollte sich in kein Bündniß mit irgend einem von des Kaisers Feinden einlassen; und ihm jedes Jahr, zur Anerkennung seines Lebens, 6 maurische Pferde und eben so viele Falken überreichen lassen. Als er solchergestalt die afrikanischen Angelegenheiten berichtigt, den Uebermuth der Seeräuber gezüchtigt, den Schiffen seiner Unterthanen eine sichere Zuflucht und seiner eignen Flotte auf der nemlichen Küste (von wannen man ihm den meisten Schaden durch Seeräuberey zugefügt hatte), eine gute Station verschafft hatte, gieng Karl wieder nach Europa unter Segel; weil das stürmische Wetter und die unter seinen Truppen eingerissenen Krankheiten ihm nicht verstatteten, dem Barbarossa weiter nachzusetzen.

Durch diesen Kriegszug — dessen Verdienst in jenem Zeitalter mehr nach der Pracht und dem Glücke, womit solcher ausgeführt wurde, als nach der Wichtigkeit seiner Folgen scheint geschätzt worden zu seyn — erwarb sich Kaiser Karl *V.* einen größern Ruhm, als in irgend einem andern Zeitraum seiner Regierung.

Aber heute noch segnet jeder fühlende Europäer die Asche des edlen Fürsten, welcher zwanzig tausend Menschen theils durch seine Waffen, theils

durch einen Vertrag mit Mulei Haseen aus fürchterlicher Sclaverey befreyte, sie insgesammt kleiden, mit Reisegeld und andern Mitteln reichlich versehen und einen jeglichen in sein Vaterland zurückkehren ließ.

III.

An der Grabstätte
Ihro Majestät der Kaiserin von Oestreich,
Königin von Ungarn und Böhmen,
Maria Ludovica Beatrix.
1816.

Ein himmlisch Antlitz, jugendlich umflogen
Von Heiterkeit, des Auslands rege Sinnen,
Beredte Sprache, sanft und fein erwogen,
Zu edler Haltung Reiz der Huldgöttinnen.

Ein Herz vom Wahn, der Andre oft betrogen,
Gelöst, für hohe That leicht zu gewinnen,
Zum frommen Wohlthun feurig hingezogen,
Gemüth, Sinn, Denkart, Stamm der Königinnen.

Der Gattin Liebe, sorglich treu sich fügend,
Bescheidne Mäßigung, wenn Freude waltet,
Standhafte Größe über Unglück siegend;
Was selten nur im Erdenlauf entsprossen,
In Tugend, Schönheit, Anmuth sich gestaltet —
Dieß Alles — ach! hält diese Gruft umschlossen!

Arthur von Nordstern.

IV.

Harald von Engern.

Ein hundertjähriger edler Greis.

Verrath war es und Raubgier, was einst Polens Schaaren auf das Gebiet des teutschen Ordens trieb. Fürchterliche Schlacht focht ein schwaches Häuflein zusammengeeilter Ritter mit den unbändigen Tausenden der Feinde, doch es war ein Tag der Prüfung; der Allmächtige half mit keinem Wunder, die Mehrzahl der teutschen Ritter starb den herrlichen Tod für Recht, und blutend aus vielen Wunden kämpften die Ermatteten sich zu einem einsamen festen Schloße.

Die übermüthigen Polen drängten sich drohend um die Mauern, denen die Ritter im Drange der Nothwehr jegliche schirmende Kunst zugesellten. Ein wüthender Ansturm der blutsüchtigen Feinde ward von der Verzweiflung entkräftigt, aber diese wurde

der Eingedrängten völlig Herr, denn das Schloß ward an Nahrung arm, an Leichen reich. Und es versammelten sich Tages nach dem Sturme düster die bleichgezehrten Gestalten in der Halle, das Letzte zu theilen, und den letzten Rath zu hören.

„Laßt uns, den Feinden Tod bringend, selbst den Tod erkämpfen, öffnet die Thore, daß wir uns rasch erretten vor lebendigem Verwesen!“ Dies war der Ruf der jüngern Ritter, doch die ältern riethen zur Flucht durch die unterirdischen Gewölbe.

„Nicht Flucht, zum Tode hinaus, so ziemt es uns!“ sprach die Jugend, und die Greise erwiederten:

„Aller Kraft ist vergangen, unsere Schwerdter entbehren die männliche Faust, nicht sterben werden wir wie Helden, geschmäht von den Feinden geben wir ihnen ein Fest des Mordes, Flucht also!“

Doch nicht überherrschen ließen sich die jungen Ritter, ingrimmig, daß sie nicht Sieger seyn könnten, ersehnten sie den Tod, sprechend:

„Was hälf' es uns, wollten wir flüchten, der Feind muß die Leere des Schloßes entdecken, nachjagen wird er, uns Halbtodte ereilen, und nur mit größerer Schmach, die auch bey den Unsrigen fortlebt, sinken wir in's Grab. Hinaus, in den Tod!“

Die Mehrstimmen geboten, schon erscholl der Befehl, die Thorflügel weit zu öffnen, da schlich der blinde Harald von Engern heran, geleitet von dem Burgwärtel des Schloßes, bisher schon lange gepflegt von seinen Brüdern. Betrübt und stumm hatte er eine Weile im Rathe gesessen, jetzt hob er die gefalteten Hände hoch empor, bittend um das Wort; Alle schwiegen vor der Ehrwürdigkeit des einst hochgefürchteten Christenkämpfers, dessen Rede also klang:

„Liebe Brüder und Herren! Es sey Gott inbrünstig gepriesen, daß er mir vergönnt, so nahe am Grabe noch dem Orden meine Treue zu beweisen, und ihm für die Liebe, mit der er mich viele Jahre hindurch pflegte, zu danken. Denn so ist es: Euer Leben gehört nicht Euch, Ihr seyd es dem Orden schuldig, und Hochverrath wär' es, sich unnütz opfern zu wollen in einer Zeit, wo es noch mit Nutzen geschehen wird. Darum flüchtet Alle von hinnen, mich aber führet zu der Kapelle, und gebt mir das Glockenseil in die Hand, ich werde dann, bis mich der ewige Vater abruft, läuten, als erflehten wir Hülfe von oben — wie wir es auch thun! — Die Feinde werden so nicht daran denken, daß die Feste leer sey, und Eure Rettung muß glücken! — Thut das so, liebe Brüder und Herren!" —

Wie verklärt stand der Greis bey der Rede, und streckte nun die Arme aus, daß man ihn leiten

solle; Alle fielen an sein Herz und ihm zu Füssen, um seinen Segen bittend.

„Der Allmächtige gebe euch Heil! er wird den letzten Wunsch eines müden Greises gewiß erhören.“ So segnete der Alte, und trieb nun an: „Macht fort, liebe Brüder!“

Und sie mußten ihn geleiten, und weinten um ihn bey dem Abschiede. „Lebt wohl!“ wiederhallte es rings, und er sprach noch einmal:

„Lebt wohl und brav! In dreyen Tagen ist mein hundertster Geburtstag, ich denke ihn droben zu feyern, und für Euch zu bitten!“

Mit dauernden Thränen wankten die Brüder von dannen, bald ertönte das Glöcklein, und tönte fort Tag und Nacht, und die Feinde meinten, es sey im Dienste Gottes, und vermochten endlich nicht, es zu deuten. Am dritten Tage klang es schwächer und immer schwächer, bis es schwieg.

Da wollten die Heiden zum andern Mal stürmen, und fanden nirgends Kampf, und als sie die Mauern überstigen hatten, drangen sie auch zur Kapelle, wo Haralds letzter Blick eben zum Himmel scheiden wollte. Heilig-glänzend erhob sich der Alte, mit Todesglut also kündend:

„Nah' ist's, daß die Schuld Ihr büßet,
Eurer Thaten Trugstern bricht!
Eh' Euch noch die Heimath grüßet,
Faßt Euch blut'ges Strafgericht,
Gott, der mir den Tod versüßet,
Gott verläßt die Seinen nicht."

Zusammensinkend lag er todt an den Stufen des Altars. Entsetzen ergriff die Heiden, und sie wurden der geringen Beute nicht froh. Und als sie graunvoll nach wenigen Tagen weiter zogen, da war die Macht des Ordens herangerückt, mit ihr kehrten auch die Geflüchteten zurück, und im Rachkampfe fielen die Knechte der Habsucht, wenige erreichten schmachvoll Polens Gränzen.

Und der Orden hatte lange Trauer über Haralds Tod, und lange Freude über Haralds That.

V.

Elegie.

Welch ein Heerzug wälzt sich längs dem Rheine
 Dort gen Abend? Waffenreihen glüh'n;
Luft und Feld durchblitzt ihr Glanz. Der Hayne
 Lust erstummt, wo rauhe Krieger zieh'n.
Tod verbreitend durch die Dörfer schleichen
Tausende von Opfern wilder Seuchen.
 Hoch vom Wall, den düstres Grau'n umschwebt,
 Brüllet Mord, daß Berg und Thal erbebt.

O Natur, die du den Reiz des Schönen
 Immer jung auf deine Kinder streust,
Welcher Dämon wagt es, wegzuhöhnen
 Deinen Frieden, der die Flur umfleußt?
Sonne, die du jetzt so heiter stralest,
Bunt die Wiese, blau die Berge malest,
 Hehre, sprich: Warum verfinstert nicht
 Der Bedrängten Jammer dein Gesicht?

Freudig rollt hier deine grüne Welle
Zwischen Reben hin, o Vater Rhein!
Auf ihr schwebt, verklärt von Aetherhelle,
Blühender Gestade Wiederschein.
Ha! du fühlst nicht, was die Menschheit leidet,
Wallest froh, indeß die Freud' uns meidet,
Wie ein Held von fern der schönen Braut
Mit der Sehnsucht Glut entgegenschaut.

Doch dem Ewigen, der Flur und Himmel,
Sonn' und Fluß so freundlich schimmern heißt.
Ordnung uns im wogenden Gewimmel,
In dem Kampf der Elemente weiß't;
Welch ein Schauspiel muß es Ihm gewähren,
Ras't der Mensch, um sinnreich zu zerstören —
Ist im weiten Reiche der Natur
Arm und Elend, ach! ihr König nur?

Ihr, die der Regierer ob den Sternen
Für der Völker Wohl berief zum Thron,
Seht, wie schrecklich Herrschbegier entfernen
Kann, von der Natur des Menschen Sohn!
Zähmt in euerm Busen diese Hyder;
Und die Völker lieben sich wie Brüder;
Fallen euch, wie Kinder, an die Brust,
Preisen jubelnd euch, der Erde Lust.

J. H. Freyherr v. Wessenberg.

VI.

Fürst Blücher in Hamburg.

Im September 1816.

„Keinem biedern Teutschen kann eine Erinnerung an den nun in Gott ruhenden biedern Greis unwillkommen seyn, darum mag folgende Schilderung hier Platz nehmen.“

Der Inbegriff dessen, was von den Feyerlichkeiten und Festen während des Auffenthalts des großen teutschen Helden in Hamburg gesagt werden kann, ist: es waren Tage der öffentlichen Freude und des Jubels aller Classen der hamburgischen Bürger, jeden Alters und Geschlechts; herzlicher ward ihm nirgends ein Empfang, und mit mehr Herzlichkeit erwiederte er keinen je. In der einfachen milden Hoheit und Würde seines Wesens, mit biederm zutraulichen Hingeben an Alle, und zu Allem, was ihm geschah, sahen wir den Allverehrten unter uns wandeln; in-

nig froh und heiter war in unsern freyen Kreisen der Mann des Volks, vom ersten bis zum letzten Augenblick seines Aufenthalts. — Dieser verlängerte sich, von den anfänglich dazu bestimmten drey Tagen nach und nach bis zu zehn Tagen. Das hofften wir immer. „Ich übergebe mich — so schloß sein letzter Brief vor seiner Ankunft — meinen lieben Hamburgern auf Diskretion.“ Gern und freudig erinnerte er sich und Andre an die Tage seiner männlichen Jugend, die er, in den Jahren 70, gewöhnlich hier verlebte, an alle kleine Begegniße, an jede Bekanntschaft. Die darunter noch lebenden Personen suchte er sorgsam auf, um sich mit ihnen jener Erinnerungen zu freuen und die Asche mancher Edlen zu segnen, die ihnen vorangegangen waren. — So besuchte er unter andern die Wittwe unsers Klopstocks, sprach voll Verehrung mit ihr von dem Großen und Guten, erinnerte sich der Jugendblüthe und des herrlichen Gesangs seiner Windeme. Klopstock hatte einst von einem Freunde eine Flasche des besten Tokaierweins zum Geschenk erhalten, und sie zurückgesetzt bis zu einer recht feyerlichen Gelegenheit. Sie ward, noch unerbrochen, dem Befreyer Teutschlands vorgesetzt, und tief gerührt trank er daraus auf Klopstocks heiliges Andenken. Als er mit seinem Neffen, dem würdigen Präsidenten von Blücher in Altona, mit seinem Adjutanten und Retter in der Schlacht von Waterlow, Graf Nostiz und seinem Leibarzt das erstemal an Ottensens Kirchhofe vorbeyfuhr

und die beschattende Grablinde von ferne erblickte, zog er den Hut ab: „Entblößen wir das Haupt, meine Herrn, sprach er, dort ist Klopstocks Grab.“ — Ehrt durch einen solchen Zug des Geistes und Herzens dieser große Mensch sich selbst nicht mehr, als alle äußere Ehrenbezeugungen ihn zu ehren vermögen? — Seine ungekünstelt treuherzigen Aeusserungen waren der einfach beredte Ausdruck des tiefsten Gefühls, der herzlichen Frömmigkeit, des denkenden Ernstes, und dann des Wohlwollens, der Freude, des Danks, überall, wo er sie Aussprach öffentlich zu der fast zahllosen Menge, die sich vor seine Wohnung in der Börsenhalle jubelnd hindrängte, oder zu den Umgebungen in den Versammlungssälen des Hauses, wie bey den ihn feyernden Festen und in Privatzirkeln. „Mit recht fröhlichem Herzen“ — sagte er unter Anderm mit dem vollen Glase in der Hand und mit kraftvollem Nachdruck, bey dem glänzenden Fest, das der preußische Gesandte Graf Grote ihm gab, dankend für die auf sein Wohl ausgebrachte Gesundheit. — „Mit recht fröhlichem Herzen bin ich nach Hamburg gekommen; und täglich und stündlich erwärmt die Liebe und Freundschaft, womit man mir begegnet, mein Herz mehr. Mögen es die Hamburger wissen, daß ihre Freundschaft ein Gut ist, das ich nicht entbehren kann, und auch nicht entbehren will.“

Das Bürgerrecht der freyen Stadt ward ihm, da er die Annahme als für sich erwünscht erklärt

hatte, von denen Abgeordneten des Senats dargebracht; und in einer kostbaren goldenen Kapsel die Beurkundung darüber zugesandt. In das schöne Corps der hamburgischen Bürgerreiterey schrieb er sich als ihr Mitbürger ein. — Eine Privat-Gesellschaft, der er in dem hamburgischen freundlichen Dorf Eimsbüttel fröhlich beywohnte, konstituirte, mit Beylegung seines Namens, sich zu einem immerwährenden Klub,*) welcher sich jährlich zweymal, an dem Tage seiner Geburt und an dem seines feyerlichen Einzugs in Hamburg, zu Akten der Wohlthätigkeit versammelt. Er nahm die Wahl zum Präsidenten dieses Klubs gerne an, und ernannte seinen vorgedachten Neffen zu seinem Stellvertreter, wenn er den Vorsitz darin nicht selbst führen könnte, wobey er versprach, so oft wieder nach Hamburg zu kommen, als es ihm irgend möglich seyn würde. Noch in der Stunde seiner Abreise unterzeichnete er eigenhändig die Urkunde der Aufnahme in diese Gesellschaft, die sein Wappen mit einer allegorischen, auf Hamburg sich beziehenden,

*) Der Blücher-Klub zählte im Jahr 1817 schon über 50 Mitglieder; er darf nur in hundert derselben bestehen, welche eine eiserne Schaumünze tragen, mit der Inschrift: „Dem Helden und Menschenfreunde!" Sie ist in Silber gefaßt, hat den Namen des Mitgliedes am Rande, und wird an einem roth, gelb und weiß gestreiften Bande — die Farben des Fürsten — befestigt.

Verzierung und den Wahlspruch trägt: „Freundschaft, Eintracht und teutscher Gemeinsinn.“ Dann schied der Held und Bürgerfreund mit herzlicher Rührung von Hamburg und seinen Bürgern, denen sein Besuch immer ein Fest der theuersten Erinnerung bleibt.

Die festlichen Versammlungen des Klubs sind am 18ten Juny, dem Tag der Schlacht von Waterlow, den 16ten September, als Stiftungstag des Klubs und am 16ten December, dem Geburtstag des Fürsten. Dem Fürsten ist in dem Versammlungssaal ein Prunksessel unter einem Thronhimmel gewidmet, unter welchem sein Bildniß von Gröger hängt.

Neu aufgenommenen Mitgliedern überreicht der Präsident als Symbol einen goldenen Ring mit einer eisernen Platte, auf welcher der Wahlspruch des Klubs steht; dann wird die Feyerlichkeit mit einem fröhlichen Mahle und dem Gesang eigens für diesen Klub gedichteter Lieder geschlossen.

VII.

Die Friedensfeyer.

Ausgedonnert hat die Schlacht. Man sah noch
Glimmen die Asche verbrannter Dörfer und Städte.
Wo des Hellgrüns sich und der Blumen die Heerde
Sonst gefreut, wo erst noch mit wogenden Saaten
Spielte der West, wo schon in Purpur der Traube
Gold zu dunkeln begann, wo glücklicher Menschen
Heiterer Frohsinn mit den Sängern des Waldes
Hatte geeifert auf der Flöt' und im Liede,
Waltet schauerlich jetzt in öder Wüste
Stille des Tods. Nur schallt zuweilen der Geyer
Wildes Gekreisch; es lockte sie aus dem fernen
Felsgeklüft und dem Dunkel des Tannenforsts
Leichengeruch in das todtenbesäete Schlachtfeld.
Hier schon zwey bange Nächt irrt, suchend den Vater
Gustav; bey dem Entseelten am Rand eines Bächleins,
Dem sich vermischte sein Blut, war jetzt er, von Müde
Ueberwältigt und Gram, gesunken in Ohnmacht.
Plötzlich erwacht er. Sein Ohr hat ein Klagton gestreifet,
Wehmuthsvoll, wie ein Lispel der Birk im Sturmwind.
Vater, seufzt er, o Vater! und streckt die Hände
Flehend empor. Da zerfloß sein Traumgebilde.
Aber es wallet Marie vorbey, das schönste

Mädchen der Flur. Mit schweigender Sehnsucht hatte
Oft ihr nachgeblickt an dem Kirchgang der Jüngling.
Gleich der Rose (der Sturm beraubte des Stabs sie)
Steht in der weiten Welt die verlaß'ne Waise,
Wendend die roth geweinten Augen zum Himmel,
Seit in der Schlachtwuth ihr väterlich Haus in Asche
Sank. Aus dem brennenden hatte sie noch die kranke
Mutter gerettet. Doch bald erlag dem Jammer
Ihr bekümmertes Herz. Sie starb in Mariens Armen.
Von der geliebten Heimath fern, an des Mitleids
Thür zu pochen, für Brod verdingend die Freyheit,
Pilgert sie nun. Es war ein Herbsttag. Der Abend
Flimmte durch trübes Gewölk. Sein Stral verklärt jetzt
Des hinschwebenden Engels Gestalt. Ihr Haargold
Flattert im Wind. Froh schauernd erkennt sie Gustav.
Unaussprechlich erhöht ihren Reiz ihm das Unglück,
Und, da er rufend ihr nacheilt, siehe! mit Anmuth
Wendet sie sich. Wer malt mir jetzt die Gefühle,
Welche dem Blicke der Blick erzählt, sich begegnend,
Bis, beredsamer noch, die Thräne hervordringt.
Aus der glühenden Wolke, stillheitern Lächelns,
Schien der Eltern Geist sie zu segnen . . . Liebe,
Himmlische Liebe! du zauberst Leichengefilde
Schnell zum Arkadien um, wo Marie und Gustav
Eine Hütte sich bauten, geweiht dem Frieden.

J. H. Freyherr v. Wessenberg.

VIII.

Herzog Maximilian von Bayern.

In den Jahren 1589 — 1686.

Ein Jüngling von kaum fünf und zwanzig Jahren bestieg Maximilian den alten Thron der Schyren, doch mit zuversichtsvoller Haltung eines Mannes, welcher, zur Größe oder Ferne des Ziels, das Maas der Kraft in sich genugthuend fühlte. Er war vom ersten Tage an Fürst; eben so sehr das Erstaunen des Fremden, als des Höflings. Allezeit sich selbst gleich; nie von Leidenschaften oder liebenswürdigen Thorheiten seines Alters überrascht, klar in Ansichten, unbeweglich in Grundsätzen, groß in Entwürfen, stand er vom Einfluß der Umgebungen abgerissen, selbstständig, geborner Herrscher, unter gebornen Dienern. Es lag in seinem Aeussern viel Einnehmendes; und mit dem Gefälligen war Würde gepaart. Strenge waren seine Sitten, lebendig seine Gottesfurcht. Er liebte gesellige Freude, ohne von ihr gefesselt zu werden, und an-

ständige Pracht, mehr aus Gewohnheit als Bedürfniß. In einem kleinen, schmucklosen Gemach fand ihn der größte Theil des Tages, oft die Mitternacht, bey Geschäften. Er selbst las, prüfte, entschied, was dem Lande und dem geringsten Unterthan noth war; hielt wachsamen Blick auf alle Behörden und drang in die Tiefe der Einzelnheiten, ohne Zeit und Kraft in kleinlichen Dingen zu vergeuden. Immer blieb ihm die Gesammtheit des Staatsganzen und seiner Bedürfniße klar vor der Seele.

Diese Denkart und Selbstmächtigkeit des jungen Fürsten, Vielen ein Räthsel (denn weder Nachahmung fremder Vorbilder, noch Frucht verborgener Ruhmsucht erzeugten solche), gieng aus der Fülle eines frommen Gemüthes hervor. Glauben und Andacht, die ersten Rührungen seiner Kindheit, das Beyspiel seiner Eltern, das letzte Ziel seiner Erziehung, hatten sein ganzes Wesen mit unvertilgbarer Stärke durchdrungen. Er begann die Laufbahn des Herrschers mit einer Wallfahrt zu Fuß — in Gesellschaft seiner Gemahlin — zum Altar der Gottesmutter in Altenötting.

Dort that er sein Gelübde für das Leben. Als Mensch wollte er innere Heiligung, als Fürst Macht und Gerechtigkeit. Darin lag ihm der Umfang aller Pflicht gegen Himmel und Welt.

In diesem Sinn betrachtete er das Zeitalter, die Glaubensentzweyung der Völker, die Gefahren

der allgemeinen Kirche, die Spannung der teutschen Fürsten, die drohenden Verhängniße. Allem zu begegnen, forderte er drey Dinge: Geld, Waffen, feste Ordnung im Innern des Herzogthums. Jedes mangelte.

Ohne die übliche Pracht seines Hofes zu schwächen, beschränkte er den Ueberfluß. Tonkunst und Malerey erquickten ihn in dem Augenblick der Erholung. Er vergrößerte die Gemäldesammlungen mit neuen Meisterwerken. Der fleißige und zarte Pinsel des Niederländers, Peter de Witte, genannt Candito, schmückte sinnvoll dichtend seine Palläste. Viel gewann er durch Einführung wirthschaftlichern Haushaltens am Hofe. Die alten Unordnungen stellte er ab. Aber seine Räthe und Diener besoldete er reichlich; hinwieder forderte er reichlich von ihnen Pflichteifer. Karger Lohn bringt kargen Dienst und schlechte Treue; dem Fürsten Schimpf, dem Lande Schaden.

Es waren Schulden. Die Stände übernahmen eine Million. Neue versprach er nie zu machen. Sie mußten die Gefälle seiner Kammer mit hundert und fünfzigtausend Gulden verbessern, und zur Vertheidigung des Landes fünf Tonnen Goldes für die Ausrüstung fester Plätze bewilligen. Dieß war der Erfolg des ersten Landtags, den er versammelte. Widerspruch duldete er kaum. Was war, was werden sollte, kannte nur er. Alle unnütze Schwierig-

keiten, welche die Landschaft ihm entgegensetzte, hob er mit der Drohung, daß er wissen werde Mittel zu ergreifen, sich bey Land und Leuten und im fürstlichen Stand zu erhalten.

Sieben Jahre später berief er noch einmal die Stände; dann als wegen den Bedürfnissen des Staates auf ein Jahrzehend hinaus Vorsorge gethan war, während seines Lebens nie wieder; denn er behielt die angewiesenen Steuern, Gefälle und Auflagen für die ganze Dauer seiner Herrschaft bey, weil sie genügten. Ihm schien die Versammlung der Landschaft todte Feyerlichkeit, ihre Berathung Zeit versplittern, ihr Vortrag von Beschwerden mehr Sprache des Eigennutzes als der Vaterlandsliebe im Namen alles Volkes. Zu den bestehenden Auflagen machte er noch eine auf Fleisch, auf Gold- und Silberwaaren. Daneben beschränkte er die Unmäßigkeit der Ritterschaft in Ausdehnung der Gerichtsfälle. Mit dem bayerischen Salz, welches er für eigne Rechnung sieden und verkaufen ließ, wie mit dem Weißbier, dessen Brauung er den gefreyten Ständen untersagte, trieb er Alleinhandel, im Grundsatz der Alten, daß jeder das eigne Gut, also auch ein Landsherr das Seine, selbst bewirthschaften solle; so ward er vermögend durch weise Sparsamkeit, bey Abgaben, welche nicht drückender waren als die gewohnten, und bey Kriegssteuern, die keinen entkräfteten. Auf diese Weise wußte er allen Aufwand zu bestreiten, welchen große

Unternehmungen, zahlreiche Feldzüge und glänzende Hofhaltung erforderten. Das Geheimniß seiner Staatswirthschaft lag in Einfachheit der Verwaltung, glücklicher Wahl und scharfen Beobachtung der höchsten und niedrigsten Beamten.

Jeden stellte er auf den rechten Platz. Seine geheimen Räthe, Kammerräthe und Hofräthe ꝛc. waren sammthaft Männer von Kenntniß, Rechtlichkeit und Eifer. Dem, was angeordnet worden, mußte schweigender Gehorsam folgen. Maximilian selbst gab allezeit erstes Beyspiel desselben, sprechend:

„Der hat keine Ehre, Fürst zu seyn, welcher nicht Unterthan seines eigenen Throns seyn möchte."

Zur Aufnahme dieser kurzen — aus Zschokkes herrlicher Darstellung der Bayerischen Geschichte gezogenen — biographischen Skizze, in die Sammlung edler Gemälde aus der Wirklichkeit, hielt sich deren Herausgeber wahrhaft verpflichtet.

IX.

An Baron von Stein.

Zur Feyer des 18ten Octobers 1816.

Auf Felsengrunde ruhet Deine Feste
Und wer auf Glauben baut; —
Von allen Kräften ist die Kraft die beste,
Die auf sich selbst vertraut.

An deutscher Kraft verzweifeltest Du nimmer
Und nicht an deutschem Sinn,
Es folgte Dir der Hoffnung heller Schimmer
Selbst bis zur Newa hin.

Ein fester Thurm aus hehren Ritterzeiten
Der Zukunft Dir bewußt, —
Stand'st Du und sah'st das hohe Werk bereiten
In jedes Deutschen Brust.

Den Fürsten treu und treu der alten Tugend
Und Muth für das Geschick;
So denkt der Greis; so ruft die tapfre Jugend; —
So keimt der Rettung Glück.

Und es erwacht das edle Volk, das große,
Zur rüst'gen Landeswehr;
Und aus des Vaterlandes heil'gem Schoße
Entspringt ein Heldenheer.

Es wirft, erzürnet, in des Schicksals Schale
Der Rache blitzend Schwerdt;
Die Schlacht wird ihm zum hohen Siegesmahle; —
Und Deutschland ist erhört. —

O Tag des Siegs; o Tag der Völkerwonne;
Mit Lorbeern reich belaubt! —
Durch Dich erhebet frey und dreist zur Sonne
Der Deutsche nun sein Haupt.

Es spiegelt sich der Rhein im Freudenfeuer,
Das von den Bergen weht,
Und, stolz der Ufer, strömet er nun freyer
Durch's alte Seegensbett.

Gefeyert seyst Du noch, zum Ruhm der Ahnen,
Von später Enkel Reih'n; —
Es flattre hoch, wie goldne Siegesfahnen,
Der Jubelflammen Schein.

Du aber, Burg, von festem Stein gegründet
Verkünde ihnen laut,
Wie sich der Sieg mit frommem Muth verbindet,
Wenn man der Vorsicht traut.

X.

Das Almosen.

Vom Winterfrost erstarrend, lag
Ein Pilger am Gehäge,
Wo grad zum üppigen Freudentag
Der Landgraf zog die Wege.
Herr, ach! erbarmt euch, fleht der Mann.
Allein nicht sieht der Herr ihn an,
Stolz trabt er fort zum Schloße.
Drauf kömmt auf schlechtem Roße
Ein Kriegsknecht, der erwartet nicht
Des Armen Fleh'n; er sieht und spricht:
Doch theil' ich, was ich habe;
Auch dieß ist Gottes Gabe!
Er sagt's und schon zertheilt sein Schwerdt
Den Mantel, der ihn deckte.
Der Pilger, alt und abgezehrt,
Rief jetzt, das Aug' von Dank verklärt,
Der tief sein Herz bewegte,
Die Hände faltend, himmelwärts:
„O Gott, so reich an Segen:
Den Reichen gieb ein weiches Herz,
Den Milden gieb Vermögen!"

J. H. Freyherr v. Wessenberg.

XI.

Bertha von Nidda,

eine teutsche Frau.

In frühern Zeiten lebte auf dem Schlosse Altenburg — im jetzigen Großherzogthum Hessen — ein glücklicher Gatte und Vater, Graf Berthold von Nidda, ein mannhafter, ehrenfester Ritter, im teutschen Vaterlande weit und breit bekannt durch Tapferkeit und ruhmwürdige Thaten. Der gewaltige Unternehmungsgeist der schwäbischen Kaiser ließ auch das gute Hessenland nicht unangefochten. Alles unterwarf sich ihrem Zepter, nur Berthold von Nidda trozte auf seine Felsenburg und auf sein Schwerdt. Die Altenburg, worin er mit einer kleinen Anzahl seiner Getreuen sich befand, wurde berennt. Des Kaisers Feldherr rückte bis zu den Aussen-Thoren. Alle Wälder rings umher wurden durch Feuer zerstört, alle Wege der Zufuhr abgeschnitten. Vergebens forderte der belagernde Feld-

herr die Uebergabe der Felsenburg, vergebens drohte er mit der Einnahme durch Sturm; Graf Berthold verließ sich auf Gott — auf seinen Arm und auf die Unersteiglichkeit seiner Felsenzacken und Mauern. Monate verstrichen. Aber jetzt begann Mangel an Lebensmitteln einzureissen, schon fehlte es an vielen Bedürfnißen, und zuletzt sogar an Brod. Die wenigen Pferde, die in der Burg waren, wurden geschlachtet und verzehrt. Endlich murrte die Besatzung und wünschte die Uebergabe der Festung, um dem Hungertode zu entrinnen. Aber Berthold war und blieb unbeweglich wie die tausendjährige Eiche im Sturm. Mehrmals stand er im Begriff, mit seinem kleinen Häuflein einen Ausfall zu thun und wie Leonidas zu sterben. Aber jedesmal hielt ihn seine Gemahlin Bertha mit Bitten und Thränen von der Ausführung des verzweifelten Entschlusses zurück.

Eines Abends hörte sie, wie er seine halbverhungerten Krieger befehligte, sich am Thor der Burg zu versammeln; sie sah, wie er seinen Harnisch anlegte, sein Schwerdt umgürtete. Hastig und schweigend umarmte er dann Bertha, küßte seine drey zarten Kinder, und mit dem Ausruf; Gottes Schutz mit euch! — wollte er zum Saale hinausstürzen. Da warf sich Bertha mit den zwei jüngern Knaben auf dem Arm zwischen die Thüre und den Gemahl, legte ihm die zarten Kinder an den Vaterbusen und ließ den ältern Knaben seine Knie umfassen. „Mann!“ flehte sie. Bertholds Entschluß

wankte. — Aber, es ist ja kein anderes Mittel (rief er); denn ergeben, schimpflich sich ergeben kann Berthold von Nidda nicht. — „Bedenke, was würde „aus Deinem Weibe und aus Deinen armen Kindern „werden, wenn Du in offenbar fruchtlosem Aus„falle den Tod suchtest und fändest? — Gefangene, „wehrlose Gefangene würdet ihr, die nach Kriegs„recht nicht schonend würden behandelt werden.“ Laß mich Bertha! die Stimme der Ehre ruft, das Schicksal gebeut; ich habe Euch gesegnet, Gott wird sich Euer erbarmen! — „Ich lasse Dich nicht, Theu„rer! Höre mein letztes Flehen! Verschiebe nur noch „einen Tag Deinen Entschluß, bis Morgen wird „der Herr Hülfe senden.“ — Wohlan, Bertha! weil es Deine letzte Bitte ist, so sey es auch meine letzte Genehmigung, ob ich gleich die Möglichkeit einer Hülfe nicht abzusehen vermag. Aber Morgen Abend, Weib, hält mich nichts mehr zurück. Denn das letzte Pferd wurde gestern geschlachtet. Nichts ist übrig, als Dein Maulthier, das muß also heute geschlachtet und unter die Mannschaft vertheilt werden. — „Mein Maulthier? unmöglich! lieber Ber„thold; ein Traum sagte mir in vergangener Nacht, „daß dieses treue Thier uns retten werde. Aber „meinen kleinen Mundvorrath von Zwieback, den „ich für die Kindlein aufgespart habe, magst Du „sogleich unter die Leute vertheilen lassen, die Kin„der werden dessen nicht mehr bedürfen, er wird zu„reichen, das Leben aller noch einen Tag zu fri„sten; morgen schickt Gott Hülfe.“

Als der folgende Morgen anbrach, verließ Frau Bertha das Schlafgemach, ließ das Thor öffnen und eilte, in Begleitung einer treuen Zofe, die steilen Felsenhöhen hinab. Die Liebe macht erfinderisch und kühn. Ohne Schwierigkeit gelangte Bertha ins Lager der Feinde.

„Bertholds Gattin wünscht auf einen Augenblick Gehör," ließ sie dem Feldherrn durch die Wache in sein Gezelt entbieten. Staunend ob der ungewöhnlichen Erscheinung, befahl er sie vorzulassen und gieng der Kommenden entgegen. „Seyd mir mit biederm Gruß geehrt, sprach sie, und vernehmt, Feldherr, mein Begehren: Wofern Ihr mir nur eine Kleinigkeit gestattet, ergiebt sich heut am Tage noch die Feste Altenburg." Und was, Frau Gräfin? — „Freyen Abzug mir, samt dem, was ich und mein Maulthier tragen können!" — Mit nichten, Gräfin! Ihr würdet mich als einen Einfältigen verspotten, wenn ich dieß bewilligte. Graf Berthold entkäme schlau auf des Maulthiers Rücken, und Ihr wäret gelungener Täuschung froh. — „Nun, so höret mein Versprechen: Nichts, Feldherr, als drey Kindlein, die meinem Herzen theuer sind, ohne die ich nicht leben kann, sollen meines Maulthiers Ladung seyn. Gewährt mir also meine Bitte, so ist die Festung Euer, und Ihr könnt schon diesen Mittag Euern Einzug halten." — Der Feldherr, kein Unmensch, besann sich einige Augenblicke; durch das Flehen der zärtlichen Mutter gerührt, gab er

nach, und bewilligte den erbetenen Abzug. Wer war froher als die edle Bertha? Zurück eilte sie in die Altenburg, entdeckte dem erstaunten Gemahl ihren Plan; dann packte sie die drey Kindlein unverweilt auf den Rücken des Maulthiers; der geliebte Herzensmann aber mußte sich bequemen, ihren weichen Nacken als Sänfte zu gebrauchen, und sich von ihr forttragen zu lassen, nachdem er der Besatzung den Befehl zurückgelassen, um die Mittagsstunde die Burg zu übergeben. Frank und frey trabte die seltsame Reiterey mitten durch die Belagerer an des Feldherrn Gezelt vorbey, der sein Ehrenwort nicht brechen durfte, und seinem Erstaunen keine Gränzen setzen konnte. Aber am Fuße des Berges, wo Berthold von dem Rücken der geliebten Trägerin herab sprang, sank Frau Bertha, entkräftet von der Mühe des Weges, ohnmächtig auf den Rasen nieder. Da warf sich Berthold auf die Knie und gelobte Gott, dem großen Retter aus Gefahren, für die Genesung seiner Gattin an eben dieser Stelle ein Bethaus zu erbauen; und Gott erhörte sein Gebet. Bertha, mit frischem Wasser aus einer nahen Quelle gelabt, erholte sich bald.

Berthold übernahm jetzt das Trägergeschäft; auf seinen Schultern trug er sie bis Sonnenuntergang, und entkam so, mit Gattin und Kindern glücklich der Gewalt des Feindes, welcher schon gefrohlockt hatte, den Grafen bald in Ketten zu sehen.

Kaum war es Friede im Lande, so erbaute Graf

Berthold, seines Gelübdes eingedenk, die verheißene Betkapelle, auf Bertha's Ruheplatz, deren Trümmern man noch heutigen Tages den Reisenden zeigt, und ihnen die Geschichte von Berthold und Bertha erzählt. Keiner vernahm bis jetzt ohne Rührung und Bewunderung diesen schönen Zug weiblicher Treue und Klugheit.

Eschbacher fec.

Der schöne Bund
18ten Juny 1815.

XII.

Teutschlands Schlachten.

Freue dich Winifelds Schlacht, Herrmanns Schlacht,
Deines erhabenen Ruhms!
Die du Teutschland befreyt,
Und teutsche Sitt' und Sprache gerettet und teutsches Recht.
Schaudervolle Namen bezeichnen noch
Deine Hügel umher und die Thal' und die Bäch' und die Schluchten umher,
Und oft im Grau'n der Mitternacht
Siehet den Blutbach vorbey
Von den Beinhügeln herab über das Trümmerfeld
Der Weidmann die flüchtigen Schaaren der Römer,
Unter Schwertergeklirr, unter Todesgeheul,
In das der Wind pfeift und der Vogel der Nacht krächzt,
Enteilen gestürzeten Laufs.
Freue dich Winifelds Schlacht, Herrmanns Schlacht,
Aber vergiß nicht,

Wenn durch die erhöheten Thore
Deines Ruhmes du einherzeuchst im Siegesgepräng'
Deine Schwestern dann! Freue dich ihr!
Nicht einsam bist du mehr,
Manche Bahn den großen Genossinnen,
Der Schlacht an der Pleiße Strom,
Und der noch herrlichern auf Schönebunds —
(Heilvoller Name schon, Name, schön wie die That)
Ewig gefeierten Au'n!
Daß des Galliers Joch,
Wie des Römers einst uns den Nacken nicht schmählich mehr drückt,
Daß unsere Sitt' und Ehr' und Religion
Nicht gestürzt ward, danken wir ihnen, und wer Herrmann feyrt,
Feyre mit auch das Heldengestirn,
Und seinen ersten Stern — Blücher.

Conz.

XIII.

Otto des Großen Königs-Krönung.

Nach Rath und Wunsch seines großen Vaters hatten die teutschen Herzoge Otto den Ersten, später mit Recht der Große genannt, zu ihrem Herrscher erkohren. Diese Wahl sollte zu Achen, welche Stadt seit Karl dem Großen als Krönungsort bezeichnet ist, durch den Segen der Kirche geheiligt werden. Wie dies geschah, hat uns Wittechind, der etwa vierzig Jahre nachher schrieb, näher berichtet. Seine Darstellung ist als Beytrag zu der Sittengeschichte der damaligen Zeit um so mehr zu beachten, da sie zugleich zeigt, wie sich schon damals zwischen den Herzogen und dem teutschen König dasselbe Verhältniß gestaltet hatte, welches sich nochmals in den Hof und Reichsämtern der Churfürsten deutlicher aussprachen.

„In der Halle, welche mit der von Karl dem Großen erbauten Kirche zusammen hängt“ — so erzählt Wittechind — „empfing der König, vom Thron herab, Eid und Handschlag der Herzoge,

Großen und Ritter des Reichs. Unterdeß harrte Priesterschaft und Volk an des Tempels Pforten der Ankunft des neuen Herrschers. Sobald dieser sich zeigte, trat der Erzbischof von Mainz, festlich angethan, ihm entgegen, und führte ihn, mit der Linken seine Rechte ergreifend, in die Mitte des Tempels; dann sich zum umstehenden Volke wendend, das den König von rings errichteten Erhöhungen überall sehen konnte, begann er: „Seht ihr in diesem Otto den Gott geweihten Mann, der, schon früher vom König Heinrich, als Herrscher bezeichnet, jetzt von allen Fürsten zum König erwählt ist. Hat diese Wahl Euern Beyfall, so erhebt Eure Rechte zum Himmel!“ Und unter lautem Segensruf that das Volk seine Genehmigung kund. Hierauf schritt der Erzbischof mit dem König, welchen nach fränkischer Sitte, ein enges Obergewand umgab, zum Altar, auf welchem die Zeichen der königlichen Würde — Schwerdt und Wehrgehänk, Königsmantel und Armbänder, Bischofsstaab, Scepter und Krone — glänzten. Schwerdt und Wehrgehenk ergreifend, sprach der Erzbischof also zum König: „Nimm dies Schwerdt, bekämpfe damit alle Feinde Christi, die durch That und Gesinnung ihn anfechten, und bewahre, vermöge der Dir von Gott verliehenen Gewalt, den Frieden aller Christen. Dieses Gewand des Friedens aber“ — fuhr er fort, Königsmantel und Armbänder dem König anthuend — „mah-

ne Dich stets daran, zu glühen im Eifer des Glaubens und den Frieden im Reiche nach Kräften zu bewahren. Durch diese Zeichen endlich“ — so schloß er, Scepter und Bischofsstaab dem König reichend — „wirst Du ermahnt, Dein Volk mit väterlicher Zucht zu leiten, vor Allem aber den Dienern des Herrn, so wie Wittwen und Waisen die Hand Deiner Milde zu reichen, und nie das Oel des Mitleids von Deinem Haupte schwinden zu lassen, auf daß du jetzt und immerdar den ewigen Lohn davon tragest!“ — Von zwey Erzbischöfen mit dem heiligen Oel gesalbt und mit der goldenen Krone geschmückt, ward der König hierauf zu einem Thron geführt, der, zwischen zwey Marmorsäulen von hoher Schönheit errichtet, von Allen gesehen werden konnte. Nach feyerlichem Lobgesang und Meßopfer begab sich der König in den Pallast zurück und setzte sich mit den Erzbischöfen, Bischöfen und dem ganzen Volke (cum omni populo) zu dem Gastmahl nieder, das auf marmornen, königlich geschmückten Tafeln bereitet war. Dabey verwalteten die Herzoge ihre Hofämter. Der Herzog von Lothringen, in dessen Verwaltungsbezirk Achen lag, besorgte, als Erzkämmerer, die allgemeine Verpflegung (omnia procurabat); der Herzog von Franken, als Erztruchseß, die Tafel; der Herzog von Schwaben als Erzmundschenk das Getränk; der Herzog von Bayern endlich, als Erz-

marschall, die Anordnung der Ritterübungen und des Lustlagers. Siegfried von Sachsen, der Erste nach dem Könige, war abwesend, weil er die Gränzen gegen feindliche Einfälle sichern mußte. — Zum Beschluß der Feyer beehrte der König noch jeden der Herzoge mit ansehnlichen Geschenken und entließ, unter allgemeiner Fröhlichkeit, die Versammlung."

A. O. Blumenthal.

XIV.

Das Fürstenhaus Fugger.

Der erste bekannte Ahnherr dieses Geschlechts — welches so vieles Gute gewirkt hat — war Johannes Fugger, Webermeister im Dorfe Göggingen bey Augsburg, im ehemals bischöflichen Gebiete. Sein ältester Sohn — ebenfalls Webermeister — welcher schon Leinwandhandel trieb, erlangte — 1370 das Bürgerrecht in Augsburg, er ward Rathsherr daselbst, und endlich Freyschöffe der westphälischen Vehme.

Dreytausend Gulden — ein großes Kapital für jene Zeit — hatte er sich erworben, als er 1409 — starb. Dessen ältester Sohn Andreas wußte seinen Antheil so nützlich umzuschlagen, daß er bald der reiche Fugger hieß; derselbe stiftete die adeliche Linie der Fugger vom Reh, so genannt von dem Wappen, das Kaiser Friedrich III. den Söhnen gab, welche Linie aber 1583 ganz ausstarb. Des Johannes Fugger zweyter Sohn Jakob, besaß eine sehr ausgebreitete Handlung,

seine drey Söhne Ulrich, Georg und Jakob, erweiterten durch seltenen Fleiß und Geschicklichkeit ihre Geschäfte außerordentlich, und legten den Grund zu dem großen Flor dieser Familie; alle verheiratheten sich mit Fräuleins aus den edelsten Geschlechtern, und wurden vom Kayser Maximilian in den Adelstand erhoben. Die Fugger dienten mit Rath und That, durch die Mittel, die ihr großer Reichthum ihnen gab, dem Hause Oestreich mehr als irgend ein Geschlecht; Maximilian negozirte bey denselben 300,000 Dukaten, und fand auch in der Folge immer Hülfe bey Ihnen, wenn er Geld bedurfte. Nur acht Wochen waren den Fuggern nöthig, um die 170,000 Dukaten Subsidien zu zahlen, womit Pabst Julius II. im Vereine mit den Königen von Spanien und Frankreich (Ferdinand und Ludwig) den Kayser Maximililian zum Krieg mit Venedig (1509) unterstützte.

Bey der Zusammenkunft des Kaysers Friedrich III. mit Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zu Trier (1473), übernahm Ulrich von Fugger die Lieferungen für den kayserlichen Hof; seine Schreibstube hieß die goldene und war weit und breit berühmt.

Jakob Fugger hatte die Bergwerke zu Schwaz in Tyrol gepachtet, und gewann dadurch außerordentliche Reichthümer, von welchen selbst die Erz-

herzoge von Oestreich, 150,000 Gulden als Darlehn, erhielten. Durch ihn entstand das prächtige Schloß Fugerau in Tyrol. — Als Derselbe — 1503 — zu Hall in Tyrol starb, begleitete Kayser Maximilian in Person seine Leiche.

Immer mehr stieg das Ansehnd ieses Geschlechts; jedes beschiffte Meer trug jetzt Fuggersche Schiffe; Fuggersche Lastwagen giengen auf jeder Straße.

Den höchsten Glanz aber erlangten sie unter Kayser Karl V. Als derselbe (1530) den denkwürdigen Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er Jahr und Tag in Anton Fuggers Hause. — Im Jahr 1573 erhob der Kayser die Fugger in den Grafenstand, und vom Jahr 1621 bis 1694 — durften sie laut des Kaysers Privilegium goldene und silberne Münzen schlagen. Anton Fugger hinterließ sechs Millionen Goldkronen. Von ihm soll Kayser Karl, als er den königlichen Schatz zu Paris besehen, gesagt haben: „zu Augsburg ist ein Leinenweber, der kann das alles mit eigenem Golde bezahlen.“ Durch Kayser Ferdinand II. geschahen den Fuggern noch größere Begünstigungen, es häuften sich bey ihnen Geld und Ehre, und sichtbarlich ruhte auf ihrer Nachkommenschaft des Himmels Segen. In fünf Hauptästen zweigte dieser Stamm so um sich, daß er im Jahr 1619 schon bey 50 Grafen und Gräfinnen zählte. Auch als Grafen setzten sie die Hand-

lung fort, und erwarben so viel, daß sie binnen neunzig Jahren an liegenden Gütern für nahe eine Million Gulden zusammengekauft, und im Jahr 1762 zwey ganze Grafschaften, sechs Herrschaften, 57 andere Ortschaften und viele schöne Häuser und Grundstücke in und bey Augsburg besaßen. Die ersten Stellen des Reichs, waren mit Fuggers besetzt. Bey ihnen fanden sich Sammlungen von den seltensten und kostbarsten Kunstschätzen; mit fast königlicher Freygebigkeit unterstützten sie Künste und Wissenschaften. Ihre Wohnungen waren Meisterstücke der Architektur, und so konnten sie einst wohl des Kaysers Majestät beherbergen; auch verliert unter diesen Umständen, die bekannte Erzählung, daß, als Kayser Karl V. nach seinem Zuge gegen Tunis *) bey Graf Anton eingekehrt, dieser im Kamin blos Zimmetholz angezündet und zu Ehren des Besuchs die große Schuldverschreibung des Kaysers in das Feuer geworfen habe, das Unglaubliche. —

Die Fugger haben aber nicht allein durch ihre besondere Industrie, Klugheit und errungene Reichthümer die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt erregt, sondern noch mehr dadurch, daß sie ihre ausgedehnten Machtmittel auch zum Wohl der Menschheit verwendeten. An den edeln Fuggern (sagt der Spiegel der Ehren), ward er-

*) In diesen Blättern Pag. 27. erwähnt.

füllt des Heilands Zusage: „gebet, so wird euch gegeben.“ Sie bauten den Armen Wohnungen, legten Krankenhäuser an, stifteten Schulen, statteten dürftige Töchter mit Heyrathsgut aus, unterstützten unvermögende Professionisten durch Vorschüsse und Geschenke, und begabten die Kirche mit Geld und Gütern. Frommer Glaube, sahe in dem Reichthum und Macht dieses Geschlechts, nur des Himmels sichtbaren irdischen Segen, für so viel Milde, Biederkeit und Güte. Graf Anselm Maria Fugger von Babenhausen wurde vom römisch teutschen Kaiser Franz II. am ersten August 1803 — nebst seiner männlichen Descendenz nach dem Recht der Erstgeburt, in den Reichsfürstenstand erhoben. Durch die Errichtung der Rheinbundesakte (1806) kam sowohl das Fürstenthum Babenhausen, als die andere Fuggerschen Besitzungen unter die Souveränität des edlen und guten Königs von Bayern, und sind ihren Besitzern viele Vorrechte von Seiten der Krone Bayerns, durch besondere Verhandlungen, zugestanden worden.

Den Flächeninhalt der gesammten fürstlich- und gräflich Fuggerschen Besitzungen, schätzt man auf 21 Quadratmeilen mit — 40,000 Seelen.

* * *

Längst ist die Asche der alten Fugger verweht,
Doch unvergänglich ist der Ahnherrn Ruhm,
Gegründet durch Thatkraft und Weisheit.

XV.

Die drey Großherzoge von Baden.

Badens erster Großherzog, Carl Friedrich, geboren den 22sten November 1728; Einst Europa's Fürsten Nestor, der von seinen Unterthanen angebetete, von dem nahen und fernen Ausland mit Ehrfurcht genannte Regent, starb den 10ten Juny 1811. —

Auf der goldenen Kapsel, die sein theures Herz umgibt, steht folgende aus der Seele aller treuen Badener geflossene Inschrift:

„Hier ruht — Carl Friedrichs — Großherzogs von Baden — Edles grosses Herz — das — eine Welt voll Liebe faßte — und heiß — für Vaterlandes Wohl — für seines Volkes Glück — Wie keines Fürsten Herz — Noch schlug — Der Erde Antheil birgt die Erde — Was keine Urn' umschließt — Bewahrt des Hochgeliebten — Dankbares Volk von Baden — Tief in der treuen Brust."

Dem Unvergeßlichen folgte in der Regierung sein erhabener Enkel, Carl Ludwig Friedrich, geboren den 8ten Juny 1786. — Längst ahnete das Vaterland frohlockend, des theuern Eltern Paares Tugenden in Ihm vereint, — — aber kaum erfreute sich Dasselbe des untrüglichsten Beweises seiner wahrhaft edlen Regentengesinnungen *) — — da zerstörte auch schon ein rauher Nordwind die hoffnungsvolle Blüte.

Er entschlummerte zu Rastadt, am 8ten Dezember 1818 im 33sten Lebensjahre.

Doch Carl Friedrichs Segen ruhet noch auf diesem schönen Lande, und hier gilt wohl, was jüngsthin ein hochgeschätzter teutscher Dichter sang:

„Wenn Engel auf der Erde wallen,
So geht ihr Gang gar schnell dahin:
Doch da, wo ihre Schleyer fallen,
Muß lange noch ein Eden blühn.

* *
*

„Carl Friedrichs Sohn, und ein geliebter Sohn,
Vertraut mit Seines Vaters Geist und Herzen,
Bestieg den nicht verwaisten Thron,
Und, was den reifen Mann die Weisheit lehrte,
Und der Erfahrung theurer Schatz,
Den eine harte Zeit zu sammeln ihm gewährte,
Das alles, nahm vereint auf diesem Throne Platz.

---

*) Großherzog Carl gab nemlich 1818 dem Lande die ständische Verfassung.

Großherzog Ludwig Wilhelm August, geboren den 9ten Februar 1763 — succedirte seinem erlauchten Neffen, den 8ten Dezember 1818.

Sein leutseliges Benehmen, seine Aufmerksamkeit auf jede Stimme, seine Unpartheilichkeit gegen Höhere und Niedere, seine Entfernung von aller Prunksucht, und endlich die treue Berücksichtigung der Staatsverfassung, welche Er seit dem Anfange seiner Regierung unausgesetzt und auf die sprechendste Weise an den Tag legt, haben ihm die ungetheilte Liebe der Unterthanen, so wie die höchste Achtung des Auslandes erworben, und beyde werden nimmer erlöschen.

Ludwig
Grosherzog von Baden.

XVI.

Rhapsodie.

Am 18ten Oktober 1815.

Was leuchtet von den Bergen herab,
Was von den Thälern hinan?
Wohl Freuden = Feuer auf Feindes Grab,
Beleuchten die Siegenbahn.
Die Teutschen in Teutschland gegangen sind,
Voraus den Franzmann gejagt,
Der, schrecklich ergriffen vom nordischen Wind,
Noch schäumend, vor Teutschen zagt.

Hell lodert die Flamme, und jede Brust
Sey heiligen Feuers erfüllt;
Die Freyheit ist wieder gewonnen — und Lust
Nur freyen Herzen entquillt.

Die Flamme sinkt, noch lebet die Glut,
Und soll auch nimmer ersterben;
Sie lebet im muthigen teutschen Blut,
Und glühet von Erben zu Erben.
Hoch schlägt sie zur lodernden Flamme auf,
Wenn Freyheits = Räuber sich melden;
Führt Teutschland zum rächenden Siegeslauf,
Und schaffet ihm — Männer und Helden.

XVII.

Denkwürdigkeiten

in kurzen historischen Anekdoten und geschichtlichen Auszügen.

1.

Als die Phokäer der Knechtschaft, womit der persische Feldherr Harpagos ihre Stadt bedräute, durch List *) nach Chios **) entronnen waren,

*) Unter dem Vorwand, einen Tag des Harpagos Aufforderung in Ueberlegung zu ziehen, indeß er sich mit seinem Heer von den Stadtmauern entfernen sollte, hatten sie in Eile alle ihre beste Habe zusammengerafft, und mit Weibern, Kindern, Greisen und ihren Götterbildnissen sich in ihren fünfzig ruderigten Galeeren nach Chios eingeschifft; vertrauend auf ihre erprobte seemännische Kraft, auf das Glück und die schützende Gottheit. Als andern Tags der persische Feldherr wieder anrückte, fand er blos die leere Stadt.

**) Die Insel Chios, eine der vornehmsten Inseln des

versuchten sie von den Chiern die Insel, Oenussä genannt, zu erhandeln, um solche zu ihrem Wohnsitz zu wählen. Die Chier aber verweigerten die Begebung derselben, aus Furcht, daß diese Ansiedler alldorten einen neuen, ihrer Insel nachtheiligen Handelsplatz eröffnen könnten. Sofort segelten sie nach Kyrnos, woselbst diese rüstigen und betriebsamen Segler — in Kraft eines Göttersspruchs — zwanzig Jahre früher die Stadt Alabil erbaut hatten.

Auf der Fahrt nach Kyrnos schifften sie zuerst wieder nach Phokäa, tödeten dort im Vorüberziehen die Wache der Perser (welche Harpagos als Hüther der leeren Stadt zurückgelassen hatte), und nachdem sie sich wechselseitig durch den stärksten Eidschwur verbunden hatten, ihre alte Heymath Phokäa nicht wieder zu betreten,

---

griechischen Archipelagus, jetzt Saki Abassi genannt, zählt nunmehr auf ihrer Fläche von 24 Quadratmeilen 160,000 Einwohner, und es blüht daselbst eine Universität, welche gegenwärtig an 500 Studirende zählt. Diese fruchtbare Insel ist es, welche unter dem Namen Chierwein, den bekannten Malvasier liefert.

Zwischen derselben und dem gegenüberliegenden Tschesme fiel im Jahr 1770 die berühmte Seeschlacht vor, in welcher die Russen die türkische Flotte von Orloff verbrannten.

eilten sie von dannen, ohne sich auch nur einmal nach ihren verlassenen Häusern umzusehen. Den Eid dieser kühnen Männer hatte eine sinnbildlich kräftige Handlung begleitet, indeme sie zur Erhöhung der Feyerlichkeit desselben, schwere Massen Eisen ins Meer senkten, und darüber schwuren: nicht eher in ihre bisherige Vaterstadt zurückzukehren, bis diese Eisenmassen aus der Tiefe sich wieder erheben würden.

2.

Unter der Regierung des Kaisers Mauritius entbrannte Krieg zwischen den Römern und Hunnen. Priscus war Heerführer der Römer. Die römische Armee litt bereits schon großen Mangel an Lebensmitteln, da eben das Osterfest herannahte. Cajanus sandte an Priscus, er solle ihnen Wagen schicken, die wolle er ihm mit Lebensmitteln beladen lassen, damit die Römer ihr Osterfest freudig feyern könnten, welches auch geschah.

Die Hunnen theilten die festliche Freude mit den Römern; es schienen Brüder in einer Feyer vereint zu seyn. Nach deren Endigung griff man wieder zu den Waffen.

(Niceph. Call. I. 18. Ecel. c. 36.)

3.

Die jetzt zu Dänemark gehörigen kleinen und größern Inseln waren einst eben so viele Königreiche. In der Mitte zwischen den Inseln See-

land, Falster und Möre ligt die kleine Insel Bogöe. Hier befanden sich zwey Wälder, von denen jetzt nur wenige Spuren noch übrig sind. Von diesen Wäldern geht folgende Sage: „Der letzte König auf Falster hieß Hans. Einst hatte er dem König auf Bogöe Krieg angekündigt, segelte des Nachts dahin, und legte sich mit seiner Flotte gerade dem Schloß gegenüber. *) Als nun der König von Bogöe das Fenster seines Schlafzimmers öffnete und die feindliche Flotte erblickte, rief er dieser zu, und bat um Friede; aber in dem nämlichen Augenblicke spannte König Hans seinen Bogen, und schoß jenem einen Pfeil durch die Brust. Die tief betrübte verwittwete Königin von Bogöe erbat von dem feindlichen König so lange Waffenstillstand, bis sie ihren Herrn beerdigt habe. König Hans stieg hierauf ans Land, und begleitete selbst die Leiche zum Grab. Nach diesem folgte er einer Einladung der Königin aufs Schloß, und gewährte dort derselben ihr kluges Ansuchen: „die Insel noch so lange ungestört behalten zu dürfen, bis die Saat, welche sie zu säen gesonnen wäre, völlig reif seyn würde.“ Die verschmizte Königin legte Eichel- und Buchensaat in die Erde, und daraus erwuchsen jene zwey Wälder von Eichen und Buchen. Im nächsten Jahre segelte König Hans von Falster aus, um Bogöe in Besitz zu nehmen; wie man ihm aber

*) Die Ruinen dieses Schlosses finden sich noch.

unterwegs berichtete, welche Saat die listige Königin gelegt hätte, da kehrte er, seines königlichen Wortes eingedenk, wieder zurück. Nach dem Tode der Königin blieb ihr Sohn Herr der Insel.

4.

Anno 912 boten die teutschen Stände dem altersschwachen Herzog Otto in Sachsen (Kaiser Heinrichs des Ersten Vater) die Kaiserkrone an. Derselbe lehnte solche aber unter folgender Entschuldigung ab:

„Wenn meine Faust oder Kunst alle Sachen „in Teutschland recht verwalten könnte, wolte ich „weder arbeit deß Leibs noch sorg des Gemüths „fliehen, den gemeinen Wollstand zu erhalten. „Dieweil aber das Reich von deß großen Carlen „Stamm abkommen vnd sich große endrvngen „ereugen, muß man Feldherren haben, so da „können, wollen vnd dörffen vnter dem Geschürz „herumb lauffen, den Zeug mit Rath regieren „vnd mit eigener That anfrischen, deßhalben ist „vns solcher Mann von nothen, welcher durch „seine Person das Reich ehrè. Doch will ich „mit gutem Rath, welcher mir alten vbrig, euch „vnd dem Vatterland teutscher Nation nach Myg„lichkeit behülfflich seyn.“

Es ward also Kaiser Konrad statt seiner erwählet.

5.

Während Gregor VII. (eben derjenige, welcher im Jahre 1074 allen Priestern das ehelose Leben zum Gesetze machte, und Kaysern und Königen wie seinen Unterthanen befahl), auf dem päpstlichen Stuhle thronte, beherrschte Heinrich IV. das teutsche und italienische Reich. Er wagte es, das eiserne Joch päpstlicher Gewalt abzuwerfen, und sein erster Schritt, welchen er für die Erfüllung des großen Entwurfs that, theilte Europa in zwey wüthende Faktionen. — Heinrich wurde von dem Pabst in den Bann gethan und seines Reiches entsetzt, statt seiner aber Rudolph, der Herzog von Schwaben, auf den königlichen Thron der Teutschen gehoben, dessen und des Pabstes mächtigster Verfechter Welf der Bayerfürst ward. Tausende hiengen diesem, Tausende jenem an, je nachdem das verschiedene Interesse winkte. — Heinrich aber erlag beynahe in diesen Ungewittern; gnadeflehend stand er drey Tage lang unter den Fenstern des päpstlichen Schlosses, angethan mit einem groben Kittel, in bloßen Füßen und mit unbedecktem Haupte. Da brach Zwietracht aus in allen Gegenden des Reichs, und ein verheerender Bürgerkrieg verbreitete sich von den Küsten des Mittelmeers bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee. Brüder verschworen sich gegen Brüder, Söhne ermordeten ihre Väter, die heiligsten Bande der Freundschaft lagen zerrissen; keine Gegend, kein Thal blieb unbefleckt

von Bürgerblut. — Kayser Heinrich war inzwischen nach Teutschland gekommen, um an der Spitze eines treuen Heers seine verlorne Krone wieder zu erobern. Dreymal fiel er in Schwaben ein, dessen Herzog sein Gegenkaiser war; aber fruchtlos, denn Welf von Bayern machte ihm Schwaben stets abtrünnig.

Erst mit dem Tode des Schwabenherzogs Rudolf (1080) endigte der allgemeine Jammer; Kayser Heinrich verlieh nun Schwaben seinem treuen Vertheidiger Friedrich von Hohenstauffen, dessen Geschlecht von nun an zwey Jahrhunderte — bis 1268 im Besitz dieser Lande blieb.

* * *

Als Heinrich gleich nach Entwurf seines großen Planes gegen den spanischen Gesandten äußerte, „er wolle nach Italien marschieren, in Mayland frühstücken, in Rom die Messe lesen, und in Neapel das Mittagsmahl einnehmen“, antantwortete dieser: „Sire, wenn Euer Majestät so schnell reisen werden, so können Sie noch bey guter Zeit in Sizilien zur Vesper eintreffen“.

6.

Schutt und Sand, welche von den verwitterten Alpen herab Schnee und Regengüsse durch die Flußbetter der Piava, des Musone, der Brenta und des Adigo in eine weite Bucht des adriatischen Meeres zusammen spülten, hatten dort ge-

räumige Sandbänke angehäuft. Diesen unwirthbaren Boden, welcher nicht einmal Wasser zur Stillung des Durstes bot, wählten einige arme Fischer zu ihrem Ruheplatz. Ihre Thätigkeit bey einfacher Lebensweise und ihr täglicher Kampf mit mancherley Gefahren machte sie kühn und berühmt.

Aus armen Fischern und Miethschiffern wurden die besten Seefahrer und unternehmendsten Handelsleute.

Bald bildeten sich ganze Gemeinden, aber noch keiner ahnete, daß sie Gründer eines Staates wären, welcher nach einem Jahrtausend den Welthandel beherrschen würde.

So war der einstige große Freystaat Venedig aus einem Nichts hervorgegangen; und dieser Staat, der noch vor dreyhundert Jahren den wider ihn verbündeten Mächten des römischen Kaysers und Pabstes, Frankreichs und Spaniens und der osmanischen Pforte die Spitze bot, ahnete hinwieder nicht, daß er in unsern Tagen, kraftlos, und unbeklagt aus der Reihe selbstständiger Reiche durch einen bloßen Federstrich verschwinden werde, weil die eingetretene Gleichgültigkeit des Volkes gegen das Vaterland, die Schlechtigkeit der Vornehmen die Untüchtigkeit der Regierung und ein das Völkerrecht verhönender ungroßmüthiger Sieger unglücklich zusammen wirkten.

7.

Ein merkwürdiges Beyspiel weiblichen Heroismus erzählt Boncompagno in seiner Beschreibung der Stadt Ankona, durch Friedrich Rotbart im Jahr 1174 (S. Obsidium Anconæ C. II. p. 937) Bey der Hartnäckigkeit, womit die Eingeschlossenen, Mitverschwornen des gegen Friedrich nach Maylands Zertrümmerung aufgestandenen Rachebundes, sich gegen die Belagerer vertheidigten, war der Hunger aufs äußerste gestiegen. Pferde und anderes Thierfleisch, das Ungewohnheit und Eckel sonst verschmäht, wilde Kräuter, gekochtes Leder ꝛc. ꝛc. vertraten die Stelle gewöhnlicher Nahrung.

Wenn auch öfters in verzweifelnder Noth viele der Bürger für die Uebergabe riethen, die Entschlossenen unter ihnen (besonders ein beredter muthvoller, beynahe hundertjähriger Greis, einst Konsul der Stadt in den Tagen Lothgars), wußten ihr Ansehen immer wieder bey den Murrenden, zu längerer Ausdauer zu verwenden. Des Greises Worte hatten mit neuer Begeisterung die Ermatteten belebt, und so wie die Sturmglocke rief, schienen alle nur an Vaterland und Freyheit, nicht an die dringende Noth, nicht an das Elend ihrer siechen ausgemerkelten Körper zu denken; sie stürzten dann dem Kampfe mit einer Hitze entgegen, welche ihre Feinde in Bestürzung und Schrecken setzte.

Da begab es sich, daß eine durch Stand und Schönheit gleich ausgezeichnete Frau (denn auch den Frauen hatte sich gleicher Muth, gleiche heldenhafte Sorge für das Schicksal des Vaterlandes mitgetheilt), ihren Säugling auf dem Arm, einen wachhabenden Krieger auf den Boden in todtenähnlicher Ermattung hingestreckt wahrnahm. Es war an der Porta Valista.

Als er auf ihre Frage, was ihm seye, mit dumpfer fast erstorbener Stimme antwortete: „Er sey am Rande des Todes, der Hunger verzehre ihn.“ Da erwiederte die edle Mutter: „Seit vierzehn Tagen habe ich nichts als gesottenes Leder gekostet, die Milch beginnt meinem Kinde zu mangeln; dennoch kann ich dich nicht verschmachten sehen. „Hebe dich auf! Was meine Brust noch von Milch in sich faßt, sey dein, werde dir Labung, um mit erneuerter Kraft kämpfen zu können fürs Vaterland!

So fort richtet der Krieger sich auf; beschämt erkannte er die Frau und weit entfernt ihr großmüthiges Anerbieten zu benützen, will er nicht nachstehen an Heldensinn, ergreifft Schild und Schwerdt, und stürmt fort auf die Mauer. Noch vier streckt er zu Boden, ehe er selbst leblos niedersinkt.

8.

Im Jahr 1312 fiel der ungarische Palatin,

Matthäus Graf von Trentsin, mit einem großen Heere in Mähren ein. Wessely und Kunowitz waren bald in der Gewalt des siegreich bis gegen Hradisch vordringenden Feindes, dessen Schritte wilde Verheerung bezeichneten. Da sandte der König Johann eilig den märischen Landeshauptmann mit einem böhmischen Heere dem immer übermüthiger gewordenen Feinde entgegen, und folgte diesem selbst eben so schnell mit einer ansehnlichen Reiterey nach.

Nach der Sage begleitete dazumal den König seine Gemahlin Elisabeth, auf diesem Zuge bis Jamnitz, wo er sich von ihr trennte, und sie dem Schutze und der nöthigen Vertheidigung der Jamnitzer Bürgerschaft empfahl, weil sie ihm schon früher bey verschiedenen Gelegenheiten Beweise ihrer treuen Ergebenheit abgelegt hatte.

Während diese der Königin ihren Gegenwärtigen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen suchte, kam es bey Wessely zu einem Treffen, wobey den ritterlichen König ein entscheidender Sieg krönte.

Die von den Ungarn bereits in Besitz genommenen Plätze, erlagen dem Muthe des königlichen Heeres. In kurzem sah sich der Palatin ganz aus Mähren verdrängt, und fast sein ganzes Land, das sich vom Ursprunge bis nach dem Ausflusse

der Wag auf beyden Ufern ausdehnte, von den Böhmen eben so verheeret, wie er es in Mähren gethan hatte.

Schwer gelang es ihm, von dem Könige einen Waffenstillstand zu erbitten.

Gleich nach der Schlacht bey Wessely, sandte der König vier Eilboten mit der erfreulichen Kunde von dem erhaltenen Siege nach Jamnitz zu der Königin, welche jeden Derselben, so wie sie eintrafen, nach ihrem erschöpften Privatvermögen beschenkte. Der Erste, welche die frohe Botschaft brachte, erhielt einen Rock von Barchent; der Zweyte ein paar Strümpfe, der Dritte ein Halstuch, und der Letzte einen Blumenkranz.

Der Königin Aufenthalt zu Jamnitz, und das ihren Bewohnern hierdurch bewiesene Vertrauen des geliebten Königs (der sie in der Folge mit vielen Freyheiten begabte), blieb der Bürgerschaft ein theures Andenken, welches durch ein alljährliches Volksfest erneut, sich bis auf die Nachkommen unserer Zeit fortgepflanzt hat.

Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten unter XXXIII.

XVIII.

Friedrich, König von Würtemberg.

1 8 1 6.

Würtembergs erster König wurde zu Treptow, einem Städtchen in Hinterpommern, nicht fern von den Küsten der Ostsee, am 6ten November 1754 geboren, und mit dem Namen Friedrich Wilhelm Karl aus der Taufe gehoben. Sein Knabenalter fiel größtentheils in die verhängnißvolle Periode des siebenjährigen Krieges, an welchem sein Vater, Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg, so vielseitig und bedeutend Antheil nahm. Sieben Feldzüge bewährten diesen als einen der ersten Helden in jenem wundergleichen Kampfe Friedrichs des Großen gegen halb Europa. Vier Monate früher, ehe sein König ihn ins Feld rief, war er noch auf Minorka vor der Feste St. Philipp als Freywilliger mit in die Schranken getreten. Glorreich that sein Bruder, Herzog Ludwig Eugen, als französischer General sich ebenfalls bey dieser Belagerung

hervor. Kurz nach der Wiederankunft in Treptow, dem Standorte des von ihm befehligten Dragoner-Regiments trennte Berufspflicht ihn aufs Neue von der geliebten Gemahlin und dem noch nicht zweyjährigen Erstgebornen. Ueber Letztern waltete nun, in Drangsal schwerer und stürmischer Zeit, mit unendlicher Sorgfalt die treueste der Mütter. Diese Zierde ihres Geschlechts war Friedrich Wilhelms, Markgrafen von Brandenburg-Schwedt älteste Tochter. Des großen Oheims Kunst- und Wissenschaftsliebe hatte sich am Berliner Hofe, wo nur die Muse Teutschlands verkannt ward, im Kreise gebildeter Menschen, ihrem Geist, in Kraft und Klarheit, für die ganze Lebensfolge zu eigen gemacht. Durch die Vermählung mit dem Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg wurde sie die glückliche Mutter von zwölf blühenden Kindern, acht Prinzen und vier Prinzessinnen. Nur eine der letztern starb im Frühlinge des Lebens. Als geschichtliche Denkwürdigkeit darf der Umstand hier nicht unbeachtet bleiben, daß einzig und allein dieses Ehebündniß den uralten Würtemberger Mannsstamm vor dem Hinsterben bewahrte.

Nur drey Jahre giengen der neuvermählten Prinzessin in Treptow still und wolkenlos vorüber. Auf diese folgten sieben Jahre strenger Prüfungen, worunter zahlreiche Ortswechsel keineswegs die gelindesten zu nennen sind. Da wegen feindlicher Durchzüge Treptow und Schwedt nur

noch zweifelhafte Sicherheit gewährten, so wurde sie genöthigt, bald Berlin zum Zwischenaufenthalte zu wählen, bald Schirm und Schutz hinter den Wellen von Stettin zu suchen. Dieses unruhvollen Zeitraums ungeachtet, entwickelten sich die vielverheissenen Talente und Anlagen des verewigten Königs mit einer Leichtigkeit und Energie, welche zu den glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten. An jedem Aufenthaltsorte stellte man die geschicktesten Lehrer an, welche Zeit und Umstände darboten.

Nach dem Hubertsburger Frieden konnte Herzog Friedrich Eugen endlich in die stillen Schatten glücklicher Häuslichkeit wiederkehren. Nun war er vor allen Dingen darauf bedacht, das Erziehungswerk seiner hoffnungsvollen Kinder selber zu fördern und zu leiten mit möglichster Kraft. Johann Jakob Rousseau's Emil hatte damals nach allen Seiten hin, wie durch elektrische Schläge, gewirkt, und eine durchgreifende Reform der Pädagogik vorbereitet. Der Herzog ersuchte den Verfasser des berühmten Buchs um Rath und Meynung in Betreff einer verbesserten Kinderzucht. Rousseau's unbefriedigende Antwort begann mit den Worten: Si j'avois le malheur d'être né prince. Löblicher benahm sich unstreitig als Rathgeber in erwähnter Hinsicht einige Jahre später, Johann Georg Schlosser. Dieser selbstständige, zum Ungemeinen aufstrebende Denker, dessen Katechis-

mus der Sittenlehre fürs Landvolk in keiner deutschen Büchersammlung fehlen sollte, lebte zu Treptow eine Zeit lang als Geheimschreiber in des Herzogs Diensten.

Prinz Friedrich erhielt nun einen Führer und zwey Lehrer. Einer der letztern war der noch lebende Prälat von Cleß, welcher mit dem ausdrücklichen Bedeuten in Pflicht genommen wurde, „diesen erstgebornen Sohn besonders zum strengsten Gehorsam anzuhalten, weil Niemand im künftigen Berufe nützlich und weise befehlen könne, wenn er nicht von frühster Jugend auf selbst zu gehorchen gelernt habe.“ Der fürstliche Zögling legte hier einen dauerhaften Grund zu allen den reichen und mannigfachen Kenntnissen, die er in der Folge mit eben so viel Bestimmtheit als Tiefe sich anzueignen wußte. Am rascheften war sein Fortschreiten in der Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Erdbeschreibung. Seine bleibende Vorliebe für die französische Sprache, die er mit klassischer Correktheit schrieb und redete, ging als Erbtheil von Seiten der Mutter auf ihn über, welche, wie schon gesagt, der Schule des großen Friedrichs ihre geistige Bildung verdankte. Doch hielt er deßungeachtet die vaterländische Literatur und Sprache stets in hohen Ehren, und drückte sich im Deutschen nicht weniger zierlich und regelfest aus, wie im Französischen. Durch seine angeborne Beredsamkeit in beyden Zungen über die verschieden-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

artigsten Gegenstände, wurden auch Männer von Urtheil und Geschmack, welche Gelegenheit gehabt hatten, in Italien geistvolle Improvisatoren und in England ausgezeichnete Parlamentsredner zu hören, nicht selten zur Bewunderung hingerissen. Bey solchen Anlässen offenbarte sich besonders das reichste Ort- und Sachgedächtniß in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke. Keinem, der jemals das Glück hatte, über Italiens Kunstschätze mit ihm in Unterhaltung einzugehen, kann die Behauptung übertrieben scheinen, daß er im Stande gewesen wäre, allen von Rom nach Paris versetzten Denkmälern der Sculptur und Malerey auf den ersten Blick ihren alten Standort wieder anzuweisen. Auch die Sprache Latiums gewann er schon in Treptow vorzüglich lieb und ward ihrer durch ausdaurenden Eifer in seltner Vollkommenheit mächtig. Noch in seiner spätern Lebensperiode hörte man ihn Lieblingsstellen aus römischen Klassikern, besonders aus dem Virgil, mit Geläufigkeit hersagen. Eben so wenig als im Deutschen und Französischen entging ihm auch nicht leicht im Lateinischen eine regelwidrige Wendung oder ein ungehöriger Ausdruck. Sein scharfer Tadel traf insonderheit manche den alten Lapidarstyl verunglimpfende Denkschriften an öffentlichen Prachtgebäuden berühmter Hauptstädte, von welchen, wie er sich darüber äusserte, kein Livius und kein Cicero den Sinn würden herausgebracht haben. Daß er dergleichen mißrathene Versuche

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

zu tadeln ein entschiedenes Recht hatte, davon stellt uns die von ihm verfaßte Inschrift am Invalidenhause zu Stuttgart einen mehr als hinreichenden Beweis vor Augen: Læso aut exhausto defensori patria.

Sein Vater verließ 1769, nach einem sechzehnjährigen Aufenthalte, Treptow, und wählte das Schloß von Mömpelgard zu seiner gewöhnlichen Residenz. Erst nach zwey und zwanzig Jahren nöthigte die französische Staatserschütterung ihn, diesen freundlichen Wohnsitz mit seinem Hofe zu verlassen. Schon von Treptow aus waren die vier ältesten Prinzen mit ihrem Führer, dem Baron von Maucler, der als würtembergischer General-Major zu Ludwigsburg starb, nach Lausanne abgegangen, um sich noch in wissenschaftlicher, gymnastischer und gesellschaftlicher Hinsicht höher zu vervollkommnen. Lausanne, das damals beynahe mehr Fremde als Einheimische zählte, bot hierzu nicht weniger zweckmäßige Hülfsmittel dar, als in unsern Tagen das mit Unterrichts- und Bildungs-Instituten so reich ausgestattete Genf.

Prinz Friedrich schloß zu Lausanne mit dem Grafen von Erbach-Erbach einen Freundschaftsbund, der sich durch das ganze Leben in Dauer und Beständigkeit behauptete. Im Umgange mit diesem kenntnißvollen und kunstlieben-

den Manne, der seit mehreren Jahren ihn regelmäßig im Spätherbst besuchte, und dessen Thränen auch auf sein Sterbelager flossen, erneuerte sich ihm häufig die beglückende Erfahrung, daß die Jugendfreude nicht völlig erstorben ist, so lange der Jugendfreund uns noch zur Seite wandelt.

Auch ward Prinz Friedrich, nach abgelegtem Glaubensbekenntniß zu Lausanne, in der Hofkapelle der Herzogin von Kurland von deren Hofprediger eingesegnet, und beging hierauf daselbst seine erste Abendmahlsfeyer. Er kehrte, nach vierjährigem Aufenthalt im Waadtlande, mit seinen Brüdern zurück nach Mömpelgard. Hier beschloß er, vom Kriegsruhme des heldenmüthigen Vaters zur Nacheiferung entflammt, sich der militärischen Laufbahn zu wiedmen. Diesem Beyspiele folgten auch seine sieben Brüder. Er trat als Oberster in die Dienste Friedrichs des Großen. Der König zog ihn, was von dem feinen Menschenkenner zu erwarten stand, in sein Gefolge und wies ihm Potsdam zum Wohnsitz an. Um seinen unverkennbaren Militair-Talenten auf eine noch genugthuendere Weise Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ernannte Friedrich ihn zum Chef eines Dragoner-Regiments, dessen Garnison Lüben in Schlesien war. Während des kurzen Krieges, den der bayerische Erbfolgezwist 1778 veranlaßte, stieg er zum General-Major und kommandirte, des Vaternamens würdig, mehrere Vorposten.

Er stattete, nach erwünschter Ausgleichung dieser politischen Fehde, in Mömpelgard einen Besuch ab, um die elterliche Beystimmung zu seiner vorhabenden Vermählung mit der ältesten Prinzessin des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, Auguste Karoline Friederike Louise, persönlich einzuholen. Das Beylager erfolgte zu Braunschweig den 27sten Oct. 1780. Die Neuvermählten begaben sich nach Lüben, wo am 27sten September 1781 Wilhelm, der jetzige König von Würtemberg, geboren ward.

Als der damalige Großfürst Paul von Rußland 1782 mit seiner Gemahlin, die, noch im heitern Andenken mancher Zeitgenossen lebende, Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien unternahm, schloß Prinz Friedrich zu Venedig seiner erhabenen Schwester sich an, und blieb ihr unzertrennlicher Gefährte durch die schönen Städte Italiens, von Mailand bis Neapel. Auf dieser Wallfahrt nach den Hauptschätzen der antiken und modernen Kunst war es vorzüglich, wo er die vollendete Ausbildung zum ergründenden und feinen Kenner derselben erlangte. Hiervon zeugen unter andern auch, als beredte Urkunden, seine reichen Sammlungen aus dem Gebiete der zeichnenden und plastischen Kunst, worin er, mit ächtem Schönheitsgefühl, nie das als vortrefflich anerkannte Moderne gegen das als unübertreffbar bewunderte Antike sklavisch in zweifelhaf-

ten Halbschatten stellte. So erhielt Danneckers Amor, der ohne Zweifel, hätte man ihn aus den Trümmern von Athen hervorgegraben, für ein Gebilde des Praxiteles erklärt worden wäre, ein ganz besonderes und angemessenes Lokal, wo er allein steht, weil, nach der Meynung des königlichen Kunstkenners, dieses Musterwerk, gleich der Verklärung Raphaels, nichts Anderes neben sich dulden könne.

Aus Italien begleitete Prinz Friedrich die Fremdlinge des Nordens in das Vaterhaus nach Mömpelgard, wo eben ein großer Theil der Familie zu einem schönen Feste des Wiedersehens zusammentraf. Um diese Zeit verließ er den preußischen Kriegsdienst und ging mit den hohen Reisenden von Mömpelgard nach St. Petersburg, wo die Kaiserin Katharina ihn als General-Lieutenant und General-Gouverneur von Russisch-Finnland anstellte. Als im Jahr 1784 zwischen Rußland und der Pforte ein Krieg zu entbrennen drohte, ward ihm von der Kaiserin das Oberkommando über eine Beobachtungsarmee, und zugleich die Stelle eines interimistischen Gouverneurs von Cherson übertragen. Damals war er der Lebensretter vieler Menschen durch die so einsichtsvoll berechneten Vertheidigungsmittel, welche den Fortschritten der in Cherson und seiner Umgegend ausgebrochenen Pest schleunig ein Ziel setzten. In St. Petersburg ward ihm dreyfache Vater-

freude durch die Geburt der Prinzessin Katharina, des Prinzen Paul und einer Prinzessin, die aber ihr Leben nicht höher als auf ein Jahr brachte. Sein bestimmter Sommeraufenthalt, während er in Rußland lebte, war Wiburg. Hier verwendete er, neben den gewöhnlichen literarischen Tagewerken, auch einige Zeit auf die Erlernung der finnischen Sprache, in welcher mehrere griechisch lautende Wortformen und Eigennamen ihm besonders merkwürdig schienen.

Zu Ende des Jahrs 1786 reiste Prinz Friedrich mit seinen drey Kindern von St. Petersburg nach Mömpelgard, von wo er, nach einem kurzen Aufenthalt, sich wieder an die Ufer des, durch freundliche Jugend-Erinnerungen ihm lieb gewordenen, Genfersee's begab, und unweit Lausanne das Landhaus Monrepos miethete. Von hier sandte er 1787 seine Dimmission aus dem russischkaiserlichen Kriegsdienste nach St. Petersburg. Der 27ste September des folgenden Jahrs war der Todestag seiner Gemahlin. Einige Monate später ward Monrepos mit dem, in einer der lachendsten Rheingegenden bey Mainz gelegenen Landgute Bodenheim vertauscht, welches er käuflich an sich brachte. Von hier aus that er eine Reise nach Holland und eine andere nach Frankreich, als eben zu Paris die Blicke der ganzen kultivirten Welt auf den folgenreichen Verein der États généraux gerichtet waren.

Im Februar 1790 versetzte Prinz Friedrich seinen Wohnsitz nach Ludwigsburg, wo er den Pallast in der Poststraße, und zu gleicher Zeit, für die Sommermonate, ein Grundstück im benachbarten Dorfe Schwieberdingen erkaufte. In diesem Tuskulum, das er nach eigenem Plan einrichtete und verschönerte, nimmt man schon den schöpferischen und sinnigen Anordnungsgeist wahr, der in den Anlagen und Pflanzungen von Stuttgart, Ludwigsburg, Monrepos und Freudenthal späterhin auf eine so glänzende Weise sich entfaltete. Die beyden schnell auf einander folgenden Krönungen der Kaiser Leopold und Franz veranlaßten ihn im November 1790 und im Julius 1792 nach Frankfurt am Main zu reisen. Stets war es jedem hochherzigen Deutschen werth und wichtig, das ehrwürdige Nationalfest einer Kaiserkrönung mit begangen zu haben, welches allein in Göthe's mit beseelter Darstellung davon entworfenen Gemälde für uns noch fortlebt. Die zweyte Krönungsfeyer gewann für den Prinzen dadurch ein erhöhtes Interesse, daß ihm dabey die Auszeichnung zu Theil wurde, dem Kaiser Franz das Wahldiplom von Frankfurt nach Seligenstadt mit den hergebrachten Förmlichkeiten zu überbringen. Dem Aufrufe des Prinzen Ferdinand von Preußen zufolge, begab er sich im April 1793 zum Ritterschlage nach Sonneburg. Auf der Heimreise stattete er seinen Eltern, deren Residenz um diese Zeit Bayreuth war, daselbst

einen Besuch ab. Im Oktober 1793 erblicken wir ihn am Sterbebette seines Oheims, des Herzogs Karl Eugen. Nach dem Tode des Herzogs Ludwig Eugen nahm er den Titel eines Erbprinzen von Würtemberg an. Um dem Eindringen der Franzosen entgegen zu wirken, brach er an der Spitze des gesammten Militärs 1796 nach Freudenstadt auf. Durch die Erstürmung der Schanzen auf dem Kniebis von feindlicher Seite, ward er aber in die Nothwendigkeit versetzt, unverzüglich nach Stuttgart wiederzukehren. Nun eilte er in die Gegend von Schorndorf, um durch zweckmäßige Vertheidigungs-Anstalten dem weitern Vorrücken der französischen Heere Schranken zu setzen. Als jedoch das Einfallen derselben, zufolge der entschiedensten Uebermacht, unabwendbar wurde, beobachtete der Erbprinz einige Wochen lang in Ansbach den Lauf der unerhörten Zeitbegebenheiten, kam, nach der Schlacht bey Würzburg, zurück in die Hauptstadt, und begab sich sodann, zu einem vierzehnwöchigen Aufenthalte nach Wien. Von hier aus trat er über Prag und Hamburg die Reise nach London an, von welcher die Vermählung mit der Kronprinzessin von Großbritannien, Charlotte Auguste Mathilde, vollzogen am 18ten May 1797, das erwünschte Resultat war. Einen Monat später traf der Erbprinz mit seiner Gemahlin in Stuttgart ein. Nach kurzer Frist folgten diesem frohen Ereigniß zwey erschütternde Trauerfälle, die nur ein dreymonatlicher Zeitraum

von einander trennte. Am 23sten December 1797 ging der regierende Herzog Friedrich Eugen in eine höhere Welt über, wohin ihm schon am 19ten März 1798 seine vielbetrauerte Gemahlin, die verwittwete Herzogin Dorothea, nachfolgte.

Als der fünfzehnte regierende Herzog von Würtemberg, trat nun unser verewigter König, im vier und vierzigsten Lebensjahr, unter dem Namen Friedrich der Zweyte, die Regierung eines Landes an, das auf einem Flächenraume von 153 Geviertmeilen etwas über 600,000 Einwohner zählte. Groß waren Würtembergs Aufopferungen schon in der ersten fünfjährigen Epoche des Krieges gewesen. Allein in den Jahren 1796 und 1797 belief sich der, durch Frankreichs Heere dem Lande verursachte Kriegsschaden auf achtzehn Millionen Gulden. Würtemberg bedurfte eines allgemeinen Friedens im deutschen Reiche. Diesen konnte man sich auch von dem Friedens-Kongresse versprechen, der am 19ten December 1797 zu Rastadt war eröffnet worden. Der Herzog war nicht Mitglied der Reichsdeputation und konnte folglich nicht unmittelbar auf die Verhandlungen wirken. Aber er that als Reichsfürst Alles, was von ihm abhieng, um zu dem ersehnten Ziele zu gelangen. Die Friedenshoffnungen blieben unerfüllt. Der Krieg begann aufs Neue, und nach sechzehn Monaten erfolgte die tragische Auflösung des Kongresses zu Rastadt. Das Reichsoberhaupt for-

derte nun alle Reichsstände im Namen des Vaterlandes auf, sich der gewissenhaften Erfüllung ihrer Obliegenheiten in Betreff der zu ergreiffenden Kriegesmaaßregeln durchaus nicht zu entziehen. Gleiche Aufforderungen ergingen vom Kaiser von Rußland. Der Herzog von Würtemberg schloß als Reichsfürst dem Reichsoberhaupte sich an, ohne Zweydeutigkeit und Rückhalt, und ließ durch seinen Gesandten zu Regensburg solches erklären.

Als im October 1799 französische Heerhaufen gegen Würtemberg vorrückten, vereinte der Herzog Alles, was ihm damals an Truppen zu Gebote stand, mit den kaiserlich-königlichen, und sie wirkten kräftig dazu mit, den bis Laufen, Brakenheim und Bönigheim vorgedrungenen Feind zurückzuschlagen. Das Schicksal Deutschlands in den Jahren 1800 und 1801 liegt der Welt vor Augen. Moreau trat siegreich in Schwaben auf. Würtemberg mußte sechs Millionen Livres Brandschatzung bezahlen. Die den Franzosen überlieferte Bergveste Hohentwiel wurde zerstört. Der abwesende Herzog regierte indeß das vom Feinde besetzte Land, und alle Befehle ergingen wie sonst unter eigenem Namen. Von seinem Aufenthaltsort Erlangen begab er sich persönlich an das Hoflager in Wien, um Würtembergs Schicksal zu mildern. Zu gleichem Zwecke war er auch bemüht, seine Verbin-

dungen mit Rußland zu benutzen. Nach dem zweyten Waffenstillstande befehligte er einen Gesandten nach Paris, und es gelang ihm durch Consequenz und Ausdauer, nicht nur die Abgeneigtheit Frankreichs zu besiegen, sondern es auch dahin zu lenken, daß bey den Verhandlungen über die Entschädigung der deutschen Erbfürsten dem Hause Würtemberg ein angemessenes Entschädigungsloos zugesichert wurde.

Die Schlacht bey Hohenlinden hatte den Frieden von Lüneville am 9ten Februar 1801 herbeygeführt. Der Herzog kehrte von Erlangen am 13ten May des nämlichen Jahres nach Stuttgart zurück.

„Daß meine Freude, mich wieder im Schooße meines Vaterlandes, unter meinen lieben und getreuen Unterthanen zu befinden, über alle Maßen groß ist," sprach der Herzog unter andern zu einer landschaftlichen Deputation, „bedarf eben so wenig einer Versicherung, als daß meine so lange Abwesenheit die härteste Prüfung gewesen, die ich erlitten. Allein was meine Freude auf das Aeusserste erhöht, ist das frohe Gefühl, meine lieben Unterthanen, das Land meiner Väter, in eben den treuen Gesinnungen, in eben der Anhänglichkeit gegen ihren angebornen Regenten wieder zu finden, in der ich sie, durch Umstände gezwungen, habe verlassen müssen. Trennung ist der bewährteste Probierstein

der Festigkeit des wechselseitigen Bandes, und Würtemberg hat sie in vollem Maße bestanden diese so harte Probe. Nie war mein Herz von ihm entfernt, und jetzt, da ich wieder in dessen Mitte bin, werde ich jeden Tag segnen, wo ich die geschlagenen Wunden heilen und Wohlstand und Glück wieder herbey führen kann."

Näher erklärte sich der Herzog über sein ergriffenes politisches System in einem Rescript vom 18ten May 1801. Es gereiche ihm, lautet es unter Anderm darin, zur größten Beruhigung, daß er nichts verabsäumt habe, was unter den damaligen Umständen als zweckmäßig angesehen werden mußte, um seine Lande mit Hülfe der Kaiserlichen und Reichstruppen gegen feindliche Gefahr decken zu können und einen annehmbaren Frieden begründen zu helfen. In dieser denkwürdigen Urkunde wird auch des zahlreichen Heerhaufens erwähnt, welchen der Herzog gegen englische Hülfsgelder zum Kriegsdienst aufstellte.

Nach dem Abschlusse des Friedens von Amiens am 27sten März 1802 versprach Frankreich dem Herzoge nochmals, eifrig dazu mitzuwirken, ihm, für den erlittenen Kriegsverlust jeder Art, einen angemessenen Ländererſatz zu verschaffen. Nun wurden, durch Frankreichs und Rußlands kräftige Dazwischenkunft, in der Entschädigungs-Angelegenheit der deutschen Erbfürsten die Verhand-

lungen eröffnet. Würtemberg war Mitglied der Reichsdeputation und benahm sich dabey mit energischer Thätigkeit. Kaiser und Reich genehmigten den Schluß der Reichsdeputation vom 25sten Februar 1803. Herzog Friedrich der Zweyte erwarb hiedurch für sein Haus die Kurwürde mit dem Vorzuge der höchsten Rechtspflege für alle seine Staaten, und erhielt, gegen die Grafschaft Mömpelgard und seine übrigen Besitzungen im Elsaß, die er durch den Lüneviller Frieden einbüßte, eine den Verlust bey weitem überwiegende Schadloshaltung.

Die an Würtemberg gekommenen Entschädigungsländer bildeten seit 1803, bis zur Annahme der Königswürde, den neuwürtembergischen Staat, worin keine landständische Verfassung Statt fand. Der Kurfürst theilte damals Neu-Würtemberg in drey Landvogteyen: Ellwangen, Heilbronn und Rothweil. Der Hauptsitz der neuen Regierung und Kanzley war Ellwangen.

Napoleon traf am 2ten October 1805 in Ludwigsburg ein, und erließ von hier aus den folgenden Tag die Kriegserklärung an Oestreich. Nun ergab sich bald für Würtemberg, schon in Betracht seiner geographischen Lage, die Unmöglichkeit, eine für das Land wünschenswerthe Partheylosigkeit zu erhalten, um so weniger, da Napoleon dem Kurfürsten keine Mittelwahl zwischen dem stark

betonten für oder wider Frankreich zugestand. Das Gesetz der Nothwendigkeit sprach Entscheidung aus. Der Kurfürst verband sich mit Frankreich und stellte achttausend Mann. Der Kaiser der Franzosen leistete ihm für seine Staaten Gewähr und verhieß Entschädigung für alle Lieferungen im Laufe des Krieges. Dieser ward aber durch die Tage bey Ulm und Austerlitz in Kurzem entschieden. Im Frieden von Preßburg erkannte der deutsche Kaiser nicht nur die Königswürde und die Machtvollkommenheit des Kurfürsten von Würtemberg an, sondern trat auch noch mehrere Länder und Städte an denselben ab.

Bald nach der feyerlichen Proklamation der Königswürde, am Neujahrstage 1806, wurde die Organisation des ansehnlich erweiterten Staates bekannt gemacht. Die alten und neuen Lande gestalteten sich nun zu einem Ganzen, und erfreuten sich einer durchaus gleichförmigen Verwaltung.

Das Religions-Edikt vom 15ten October 1806, durch welches jeder Kirche der drey Confessionen gleicher Schutz und den Bekennern derselben freye Religionsübung im ganzen Königreiche gesichert wurde, muß nicht als ein Werk Frankreichs, sondern einzig als Wirkung von des Königs Selbstbestimmung, entsprungen aus der klaren und vorurtheilsfreyen Berechnung aller Berührungspunkte kirchlicher und politischer Verhältniße, betrachtet

und gewürdigt werden. Das Glaubensbekenntniß war nicht mehr, wie zuvor, an den Boden gefesselt, und von keinem protestantischen oder katholischen Landesdistrikte weiter die Rede, sondern allein von Unterthanen der einen oder der andern Confession.

Bey der Stiftung des Rheinbundes war der König von Würtemberg genöthigt, demselben beyzutreten. Keineswegs verbarg er sich die Gefahren einer auf alle Landkriege der Contrahirenden, mithin auch Frankreichs, Bezug habenden Off- und Deffensiv-Allianz. Aber er überzeugte sich zugleich, da die deutsche Reichsverfassung durch die That selbst aufgelöst war, von der Nothwendigkeit eines andern Schutzvereins. Ohne des Landes Wohlfahrt auf das gefährlichste Spiel zu setzen, war für jenen unerhörten Zeitpunkt Isolirung von seiner Seite weder möglich noch gedenkbar.

Selbstständigkeit im Innern fest zu begründen und würdevoll zu erhalten, war nun das Hauptbestreben des Königs, der gerade jetzt, wo das Schwerdt des Damokles in allen Fürstenhäusern Deutschlands an der Tagesordnung war, anmaßender Mitwirkung unzugänglicher da stand, als je zuvor. Nie ward auch nur ein Wink gegeben, den Einfluß der französischen Regierung auf die innern Angelegenheiten der deutschen Bundesfürsten, weder mittelbar noch unmittelbar zu begünstigen. Nie leistete Würtemberg, mit Ausnahme der Con-

tributionen von 1796 und 1800, irgend eine Zahlung an Frankreich. In der Regierung seines Reichs und im Verhältniß gegen Auswärtige, beobachtete der König gleiche Grundsätze. Verfassung, Verwaltung und Gerichtspflege blieben in Würtemberg deutsch. Das fremde Gesetzbuch ward mit den Instituten, welche die volle Anwendung des Code Napoléon voraussetzt, weder unverändert noch in veränderter Gestalt eingeführt. Hier findet am schicklichsten die Bemerkung ihren Platz, daß durch die nämliche patriotische Festigkeit, welche jener Neuerung so mannhaft widerstand, ebenfalls bewirkt wurde, daß kein Würtemberger Spaniens Boden als Krieger betrat, und, was noch von unsern Enkeln dankbar anerkannt werden muß, daß Würtemberg vor der Herabwürdigung zur französischen Provinz glücklich bewahrt blieb.

Würtemberg trennte sich vom deutschen Reich am 12ten July 1806. Die Bundesurkunde wurde zu Paris vom Staatsminister Grafen von Winzingeroda unterzeichnet. Aufs Neue gelangte der Staat nun zu bedeutenden Vergrößerungen.

Am 13ten October 1806 schloß der König zu Ulm mit dem Könige von Bayern einen Vertrag über die innerhalb oder an den Gränzen ihrer Staaten liegenden ritterschaftlichen Besitzungen.

Als Mitglied des Rheinbundes mußte der König

im Jahre 1806 an Frankreichs Kriege gegen Preußen Antheil zu nehmen. Die Würtemberger standen mit den Bayern unter dem Oberbefehle des Prinzen Jerome in Schlesien. Die Festung Glogau ward am 2ten December 1806 an den französischen General Vandamme und an den würtembergischen General von Seckendorf übergeben. Während die Würtemberger und Bayern Breslau belagerten, hatten beyde gegen den zum Entsatz herbeyeilenden Fürsten von Anhalt-Pleß bey Strehlen, Ohlau und Schweidnitz zu kämpfen. Späterhin eroberten sie gemeinschaftlich das verschanzte preußische Lager bey Glatz. Nach dem Frieden von Tilsit kehrten die Würtemberger zurück in die Heimath.

An dem Kriege zwischen Oestreich und Frankreich im Jahre 1809 sah der König sich aufs Neue zur Theilnahme genöthigt. Der französische General Vandamme erhielt auch dießmal den Oberbefehl über die würtembergischen Truppen, deren Tapferkeit am 20sten April 1809 in der Schlacht bey Abensberg zur Erkämpfung des Sieges entscheidend mitwirkte.

Durch den Wiener Frieden am 14ten October 1809 erhielt Würtemberg, nachdem Napoleon am 24sten April 1809 den deutschen Orden aufgehoben hatte, in dem Sitze des Deutschmeisterthums Mergentheim und in mehrern Abtretungen von

Bayern abermals einen ansehnlichen Gewinn an Flächenraum und Volksmenge.

Nach solchen wesentlichen Territorial-Veränderungen im Umfang und an den Gränzen des Königreichs erfolgte die Eintheilung desselben in zwölf Landvogteyen, mit ihren Untereintheilungen in Oberämter und Kameralverwaltungen.

So erhob sich Würtemberg in den ersten dreyzehn Regierungsjahren des Königs, von einem Herzogthume mit 600,000 Menschen auf 153 Geviertmeilen, zu einem Königreiche mit 1,350,000 Menschen auf 368 Geviertmeilen.

Welche Schritte der König, ein protestantischer Fürst, um diese Zeit mit redlichem Eifer that, um, zur religiösen Beruhigung seiner katholischen Unterthanen, mit dem Oberhaupte der römischen Kirche ein dauerhaftes Einverständniß zu bewirken, und wie er keine Gelegenheit, so zu diesem Zweck ihm günstig schien, unbeachtet ließ, davon zeugen die, auch in öffentlichen Schriften bekannt gewordenen, Unterhandlungen mit einem päbstlichen Nuntius in Stuttgart im Jahre 1807, und die nachherigen Sendungen des Königs nach Rom und Paris.

In den Monat October 1808 fällt des Königs Zusammentreffen mit den Kaisern von Rußland

und Frankreich, und den höchsten Fürsten Deutschlands, in dem sonst öden, damals aber an Glanz alle Residenzen überbietenden Erfurt, und in den Monat November 1809 seine Abreise von Stuttgart nach Paris, wo das Wohl von Würtemberg, wie an allen Orten, wo sich für dasselbe politische Beziehungspunkte darboten, das unverrückte Ziel seines Wirkens und Strebens war, und ihm, dem feinen Kenner und warmen Verehrer der Kunst, der hohe Genuß zu Theil ward, ihre ausgezeichnetsten Schätze aus alter und neuer Zeit, mit welchen er sich vormals in Italien innigst befreundet hatte, in reicher Zusammenordnung wieder anzutreffen.

In dem entscheidenden Kriege, den Frankreich gegen Rußland begann, konnte vom Könige die Theilnahme daran um so weniger umgangen werden, als das Beyspiel Oestreichs und Preussens, der zwey mit Napoleon verbündeten Hauptmächte, sich ihm gegenüberstellte. Auch bestanden die Verpflichtungen der Fürsten des Rheinbundes noch in voller Kraft. Die Vorsehung hatte jedoch schon entschieden, daß die Menschen-Aufopferungen dieser Art für unser Vaterland die letzten seyn sollten. Während dieses gräßlichsten aller Feldzüge der neuern Geschichte bedeckten sich die Würtemberger, besonders am 7ten September 1812 in der Schlacht an der Moskwa, mit glänzendem Kriegsruhm. Doch jeder erkämpfte Lorbeerzweig erschien

den Braven erstorben und versengt, denn in jeder Brust nagte der Schmerz, Blut und Leben der stündlich furchtbarer andringenden Gefahr nicht für Heimath und König darzubieten. Der Unwille der an ihrer Nationalehre tief gekränkten Russen ertrug es nicht, einen Fremden als Sieger in Moskau seinen Einzug feyern zu sehen. Ein schreckenvolles, aber darum nicht weniger bewundernswerthes Verhängniß gebot, daß die unermeßliche Stadt ein Raub der Flammen werden sollte. Unmittelbar folgte dieser Katastrophe der schauderhafte Rückzug der französischen Heere.

Nach dem Abfalle Preußens von der Sache Frankreichs drohte besonders dem südlichen Deutschland große Gefahr. König Friedrich, welcher wohl wußte, daß der französische Kaiser bey diesem Kriege weniger auf Rußlands Demüthigung, als dahin gezielt hatte, England von seinem letzten Verbündeten zu trennen, sah mit sicherm Scharfblicke voraus, daß Napoleon eher die Maaßregeln der Verzweiflung ergreiffen, als, mit Aufopferung des Rheinbundes, auf einseitige Gränzvertheidigung sich beschränken werde.

Des Königs Vorsicht wurde vollkommen gerechtfertigt, als Napoleon schon im April 1813 den Feldzug in Begleitung einer Heeresmacht eröffnete, mit welcher er im folgenden Monate nicht nur die Schlachten bey Lützen, Bautzen und Wur-

schen liefern, sondern auch, nach Umgehung des russisch-preußischen Heeres unter Wittgenstein, in Dresden einrücken konnte.

Nach der Völkerschlacht bey Leipzig entsagte der König zu Fulda am 6ten November 1813 förmlich der Rheinbunds-Urkunde, und erklärte, den verbündeten Mächten, welchen auch Oestreich kurz zuvor sich angeschlossen hatte, seinen Beytritt zum gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinsamen Unterdrücker.

In diesem folgenschweren Zeitpunkte, welcher Deutschlands Befreyung vorbereitend entschied, vernahm Würtemberg, mit allgemeinem Frohlocken, den Entschluß des Kronprinzen, sich an die Spitze der vaterländischen Heere zu stellen, um in dem Herzen von Frankreich selber, die böse Sache durch die gute, mit altritterlichem Glaubensmuthe zu vernichten. Denkwürdig war bey diesem Kriegsvereine die sonst so seltene Einmüthigkeit aller Kampfgenossen, welche sich in der Schlacht bey Brienne im Februar 1814 offenbarte, deren Schicksal durch öftreichische, russische und würtembergische Truppen bestimmt wurde. Dem Kriege setzte der Einzug der Verbündeten in Paris das ersehnte Ziel.

Nach dem Pariser Frieden sollte nun zu Wien, durch eine Staats- und Friedens-Versammlung, von den Hauptmächten Europa's, der eroberten

Länder Schicksal entschieden, und zu einem immerwährenden Bundesverein deutscher Staaten zugleich die Grundlage gesichert werden. Vieles hatten die Völker erduldet, und Vieles durch freywillig eigene Dazwischenkunft muthvoll erstritten. Man versprach sich mit froher Zuversicht eine feste Begründung von Schutzmauern gegen den Zwiespalt von Außen und für die Eintracht von Innen. Mit Recht glaubte der König, es der Ehre des biederherzigen Volks, das bisher seiner unermüdlichen Thatkraft immer volle Mitwirkung und Unterstützung gewährte, schuldig zu seyn, sich in Person zum Kongresse nach Wien zu begeben. Bevor er dahin abging, schrieb er sein Testament nieder. Mit freudiger Achtung ward er in der Kaiserstadt von den anwesenden Häuptern des Nationenvereins empfangen, denen er schon, während ihres Aufenthaltes zu Frankfurt am Main einen Besuch abstattete. Einstimmig gesellte man ihn dem Ausschusse von fünf deutschen Hauptmächten bey, welche die Leitung der vaterländischen Angelegenheiten übernommen hatten.

Im dreyzehnten Satze vom Bundesschlusse war man darin einerley Sinnes geworden, daß nunmehr in allen deutschen Staaten sich Landstände bilden sollten, aber die Art einer dem Geiste des Zeitalters und den Bedürfnissen der Völker zusagenden Stellvertretung blieb dem Ermessen der Fürsten anheim gestellt.

König Friedrich hatte kaum gegen den Schluß des Jahres 1814 Wien verlassen, als er schon am 11ten Januar 1815 die Wiedereinführung einer landständischen Verfassung, welche dem Geiste der Napoleonischen Zeit und dem Drange der Verhältnisse nothwendig in den Erblanden erliegen mußte, seinen Gesammtstaaten als willkommene Botschaft unverzüglich ankündigte. Die rastlose Thätigkeit, welche der Monarch an den Tag legte, um für sein Reich eine festbestehende Verfassung auf immer zu begründen, ist im In- und Auslande jedem Wohlmeinenden und Unbefangenen vortheilhaft bekannt. Doch der schnelle Gang der Arbeiten, die zur Erreichung dieses hohen Zwecks zusammenwirkten, wurde sehr frühe durch die erneuerten Kriegsmaßregeln unterbrochen, welche die Wiedererscheinung Napoleons in Frankreich gebieterisch vorschrieb. Aber die vier großen europäischen Mächte hatten sich bereits in Wien durch einen geschlossenen Vertrag gegen ihn verbunden, und es erhielt jede derselben 150,000 Mann im Felde. Auch König Friedrichs erfahrene Krieger erschienen wieder auf dem Kampfplatze.

Die entscheidende Schlacht von Waterloo wurde geschlagen, und früher als man sich zu hoffen getraut hatte, kehrten die friedlichen Tage zurück, wo den Arbeiten am Völkerwohl keine störende Hinderung weiter entgegen trat. Schon war König Friedrich über mehrere wichtige Punkte mit den

Ständen in Uebereinstimmung. Als aber dem Grundsatze von der Regierungseinheit im Laufe der Unterhandlungen Gefahr drohte, so wollte er, durch Untersuchung der ihm zugleich vorgelegten Beschwerden, vor Allem dahin arbeiten, sich des Vertrauens zum edeln Werke bey Volk und Ständen zu vergewissern. Durch ein Schreiben vom 5ten August wurden letztere daher bis zur Vollendung dieses Geschäfts vertagt. Eine weitere Verbreitung über den wichtigen Gegenstand liegt ausserhalb der Gränzen dieser nur fragmentarisch andeutenden Blätter. Doch darf zur Ehre der Wahrheit hier nicht unberührt bleiben, daß jene vierzehn Sätze, die der Monarch seinem Volk als Grundbau der Verfassung aufstellte, wahrhaft königlichen Sinn verkündigen und ihrem Urheber nicht nur den Beyfall der Zeitgenossen, sondern auch die Achtung der Nachwelt auf immer zusichern.

Die Denkmale des Nützlichen und Schönen, wodurch der König in einer kurzen Reihe von Jahren und unter unaufhörlichen politischen Stürmen als genialer Schöpfer, thatkräftiger Begründer, geschmackvoller Verbesserer und weiser Wiederhersteller, seinem Regentenleben eine so entschiedene Merkwürdigkeit für Mit- und Nachwelt verschaffte, bilden darin unstreitig eine der heitersten und erfreulichsten Ansichten. Nur einzelne Figuren zu einem großen Gemälde können hier in leichten Umrissen ausgestellt werden.

König Friedrich machte die Aufrechthaltung der Ehrfurcht für die Religionsgesetze den darauf einwirkenden Behörden mehr als jemals zur heiligen Pflicht; bildete das Kriegswesen zu einem der achtungswürdigsten und regelmäßigsten in Europa; gab der Rechtspflege eine den gesammten Zwecken entsprechendere Vervollständigung und Bestimmtheit; gestaltete die Polizeyverfassung dem Zeitgeiste gemäßer; machte sich um das Fortblühen der Universität Tübingen vielfach verdient, hauptsächlich durch Begründung des Klinikums, Vervollkommnung der Anstalten für Chirurgie, Aussetzung von Preisen, Erweiterung des botanischen Gartens und Anschaffung astronomischer Instrumente; stiftete zu Ellwangen den katholischen Unterthanen eine theologische Fakultät mit einem Priesterseminar, und errichtete zu Stuttgart ihrem Cultus einen Tempel; begünstigte die Reform des Waisenhauses in der Hauptstadt; sicherte, durch zweckmäßige Einrichtungen und freygebige Aussteuer einer Militärschule Dauer und Erfolg; weihte dem erschöpften und verletzten Krieger den Invalidenbau; milderte durch humane Verordnungen das Schicksal der im Lande wohnenden Juden; versetzte das Irrenhaus, der angemessenern Lokalität wegen, von Ludwigsburg nach Zwiefalten; machte die Hauptstraßen des Königreichs, nach allen Richtungen, zu den vorzüglichsten Chausseen von Deutschland; erwarb sich den Dank der Reisenden durch wichtige Mißbrauch-Abstellungen im Post-

wesen; verdoppelte die Lebhaftigkeit des würtembergischen Speditionshandels nach der Schweiz und Italien durch die Erbauung von Friedrichshafen; hob in der Viktualien- und Fruchthandelsfreyheit, wie auch im Verkehr mit wollenen Zeugen, alle frühere Beschränkungen auf; richtete die Gleichheit von Maaß und Gewicht für den Gesammtstaat ohne Geräusch und Störung ins Werk; vervollkommnete die Ludwigsburger Porzellanfabrik bis zum Wettstreite mit den gepriesensten Werkstätten dieser Art; steigerte die Ergiebigkeit der Salzwerke von Hall zu erwünschten Resultaten; begründete die Gewehrfabrik in Oberndorf und die Stahlhämmer in Friedrichsthal; erweiterte, nach verbessernden Planen, die Schmelzöfen in Wasseralfingen; beförderte mit Nachdruck das Anpflanzen von Obstbäumen, besonders an den Landstraßen; veredelte den Pferdeschlag durch wohlgeprüften Zusammenkauf aus abend- und morgenländischen Stammraçen; vergrößerte die Hauptstadt, indem er sie zugleich verschönerte; vollendete den Ausbau des neuen Schlosses, und verzierte darin seine Wohnzimmer mit würdevollem Geschmack; brachte, in einer dazu musterhaft eingerichteten Gallerie, die, mit erlesenen Prachtwerken glänzend ausgestattete Privatbibliothek zusammen; führte die großen Gartenanlagen vom neuen Schlosse bis zum königlichen Sommersitze Bellevüe; schuf die Landschaftsgärten von Ludwigsburg und Monrepos; gewährte mehrern

der hervorstechenden Künstler seines Landes Auszeichnung und Erwerb, unterstützte manchen ihrer talentvollen Schüler, und ordnete 1812 und 1816 Kunstausstellungen an; verschaffte dem Hoftheater, durch unmittelbares Einwirken, ehrenvolleu Ruf im In- und Auslande; erhob das Orchester, durch Anstellung namhafter Virtuosen, zuletzt auf eine Stufe, die fast keine höhere mehr wünschen ließ, und vermehrte die Sehenswürdigkeiten Stuttgarts durch einen botanischen Garten, nicht minder auszeichnungswerth wegen des beträchtlichen Reichthums an tropischen Erzeugnissen, als wegen der ungewöhnlich kraftvollen Vegetation.

Des Königs letztes Lebensjahr wurde durch hohes Familienglück verschönert, als der Thronerbe Würtembergs ein Vermählungsband mit der Großfürstin Katharina Paulowna von Rußland — nachherigen und nun verewigten Königin — knüpfte, die einst Würtemberg mit Stolz und Freude seine Mutter nannte, und deren segenreiches Andenken nie erlöschen wird. Durch dieses Ereigniß, und nicht weniger durch das herrliche Gedeihen der mit Vaterzärtlichkeit von ihm geliebten und unter seinen Augen aufblühenden Kinder des Prinzen Paul von Würtemberg, erschienen dem Verewigten, die Gränzen des unbekannten Landes, die er nun in Kurzem betreten sollte, noch in der Beleuchtung eines heitern Sommertages.

Kaum von einer bedeutenden Unpäßlichkeit wieder genesen, fuhr der König den 23sten October 1816 Vormittags nach Kanstatt, um einen in dortiger Gegend aufgegrabenen Haufen fossiler Mammuthszähne zu betrachten. Der Anblick ergriff seinen, jeder seltenen Naturerscheinung offenen Geist mit der ihm eigenen Lebendigkeit, und nur zögernd verließ er den feuchten Platz, als der dichte Herbstnebel in Regen überging. Im vollen Gefühle des Wohlseyns kehrte er am folgenden Morgen an diese Stelle zurück, fuhr Nachmittags, bey heiterer aber etwas windiger Witterung nochmals aus, und besuchte Abends das von der Sängerin Catalani gegebene Conzert. Vor Schlafengehen stellte sich ein leichter Schnupfen mit etwas Heiserkeit ein, und diese Zufälle bildeten sich Freytags den 25sten October Morgens zu einem Katarrh aus. Abends, gerade als der König einen im neuen Schlosse angeordneten Ball besuchen wollte, ward er plötzlich von einem heftigen Brustkrampfe befallen, welcher zwar kaum eine halbe Stunde anhielt, aber von Erscheinungen begleitet war, die einen bedeutenden Angriff auf das Nervensystem der Athmungswerkzeuge befürchten ließen. Sonnabends den 26sten October schien sich das Uebel in den Frühstunden wieder auf einen gewöhnlichen fieberfreyen Katarrh zu beschränken. Allein diese Hoffnung schwand Nachmittags bey der Wiederkehr zweyer, wiewohl minder heftigen Krampf-Anfälle, und noch ernsthafter wurde die Ansicht, als in der folgenden Nacht die Brust-

krämpfe sich häufig wiederholten, und Sonntags den 27sten October früh der Puls fieberhaft wurde. Die angewandten Heilmittel hatten jedoch den günstigen Erfolg, daß den Tag über keine Brustbeklemmung eintrat, der Husten sich löste, und der Kranke sich so wohl fühlte, daß er ungern eine Stunde früher als gewöhnlich zu Bette ging. Gegen Mitternacht aber kehrten die Brustkrämpfe mit so furchtbarer Hartnäckigkeit zurück, daß Montags den 28sten October früh die Gewißheit einer Lähmung der Lunge völlig unverkennbar ward.

Von jetzt an bestand die Krankheit des Königs bloß in den verschiedenen Auftritten des Kampfes, welchen eine kräftige Natur der durch ein einzelnes Organ andringenden Zerstörung entgegensetzt. Nicht selten ermannte sich indeß der übrigens wie im Schlummer mit Eindrücken der letzten Tage vor der Krankheit oder mit dieser selbst beschäftigte Geist, zur vollkommenen Besonnenheit, hauptsächlich wenn ein besonders anziehender Gegenstand ihm entgegen trat. So sprach er, zum Beyspiele, mit warmer Theilnahme von der bevorstehenden Entbindung der geliebten Schwiegertochter, die wie ein milder Genius des Wohlthuns um den Leidenden waltete. Bis zum letzten Pulsschlage ward ihm das Glück treuer, liebevoller, Alles umfassender Familienpflege. Gegen die Nacht wurde das Auflodern des verglimmenden Lebens immer seltener und schwächer. Auch jetzt noch, während

sich allmählig der Stillstand aller organischen Verrichtungen ankündigte, zeigte der Sterbende in hellen Zwischenräumen volles Bewußtseyn, erkannte die Umstehenden und drückte sich über seine Empfindung richtig aus, so daß eigentlich die geistige Thätigkeit später als jede andere zu erlöschen schien; denn nur wenige Minuten, nachdem ihre letzten Aeußerungen verhallt waren, stockte der Puls und erfolgten Mitwochs den 30sten October Morgens um halb zwey Uhr die letzten Athemzüge. Als mit ihnen der krampfhafte Widerstand des Lebens gegen die Gewalt der Krankheit gehoben war, erschlaffte jede Spannung von Angst und Mühe auf dem Gesichte des Vollendeten, und ein Strahl des höhern Friedens schien seine Züge zu verklären. König Friedrich wurde verewigt sieben Tage vor seiner zwey und sechzigsten Geburtsfeyer.

Tief ergriff die Sterbescene des Thronfolgers Gemüth. Er sah nicht den König, dessen Krone sein Haupt schmücken sollte, sondern nur den Vater sterben, von dessen Herzen, das ihm jeden Ton der Liebe wiedergab, er mit unsäglicher Trauer sich losriß. Wenige Stunden nach dem erschütternden Tode beglückte die junge Königin das Land durch eine Prinzessin. So drang, neben dem gefallenen majestätischen Eichstamm, ein neuer zarter Sprößling freudig wieder in das Daseyn.

v. Matthisson.

XIX.

Prolog

zu dem Schauspiel:

Das Leben ein Traum, von Calderon,

für die Wiedereröffnung des kön. würtemb. Hof- und Nationaltheaters am 12ten April 1819.

Gefertigt

vom Intendanten dieser Bühne,

F. v. Lehr;

und gesprochen

vom Regisseur derselben,

Hofschauspieler Eßlair.

Wenn man sich wiedersieht nach langer Trennung,
Und Keinen in der Lieben Kreis vermißt,
Da hat man sich so Vieles zu erzählen,
Da geht es auf wie Frühling, in den Herzen,
Es springen gleich den Quellen die Gefühle,
Man wird des Redens nicht und Freuens satt.

Doch wenn man rückkehrt zur gewohnten Stätte,
Und nun ein theures Haupt ums andre zählt,
Und zählt und zählt und nicht die Zahl kann finden,
Und ängstlich um sich blickt und sieht und sucht
Und findet eine liebe, theure Stelle
Nicht mehr besetzt und auch nicht zu ersetzen,
Dann mag man sich des Wiederseh'ns nicht freu'n.
Und wie der Hirt, wenn ihm ein Schaf verloren,
Die Heerde läßt, das Eine sich zu suchen,
Vergißt man wohl der andern Lieben d'rum.
Man sieht nur hin auf die verwaiste Stelle,
Und tief im Hintergrunde der Gedanken
Zeigt sich ein Hügel, d'rauf ein Kreuz — das Grab.

Uns nah', o seht, ist auch solch eine Stelle;
Und fern nicht von uns liegt auch solch ein Grab! —
Erlasset mir das Gleichniß durchzuführen.

Als alle Herzen sich der Freude schlossen,
Da schloß auch dieses Haus die Pforten zu,
Und legte, treu in seinem Dienst des Schönen,
Mit euch die Trauer an, um das Verwandte
Und Schützende zugleich, es trauerte
Das Schöne um den Untergang des Schönen.

Nun schloß es zwar vor wenig Tagen schon *)

---

*) Den 8ten April, am grünen Donnerstag, wurde zum Besten der von der verewigten Königin gestifteten

Die Pforten auf, jedoch zur Trauer nur,
Und mildem, frommem Zweck und heil'gem Dienst.
Heut' aber legt es ab die lange Trauer,
Und öffnet sich zum Erstenmal dem Spiel.
Da möchten wir, des Hauses Diener, denn
Den Dienst des Schönen auch mit schönem Dienst,
Mit würd'gem Spiel und euch genehm beginnen.
Drum wählten wir als erstes auch ein ernstes
Und tief bedeutungsvolles Stück an sich
Und sehr beziehungsreich, ich frage nicht
Ob euch willkommen auch? Mahnt's doch an Sie!
Wir nennen Ihren hohen Namen nicht,
Weil er nun heilig, und auf einem höhern,
Auf einem würd'gern Schauplatz wird genannt.

Es ist ein großes, hochgewölbtes Haus,
Von unsichtbaren Säulen wird's getragen,
Die hellen Lampen löschen niemals aus,
Denn Sonnen sind's, die seit Millionen Tagen,
Millionen Nächten zu dem Spiel dort brennen.
Der Scenen Inhalt weiß ich nicht zu nennen.

Catharinenschule im Lokal des Theaters die sieben letzten Worte des Erlösers am Kreuz, von Haydn, aufgeführt, und damit eine Erinnerungsfeyer an die hohe Vollendete durch einen von der Hofschauspielerin, Madame Brede, gesprochenen Monolog verbunden.

Daß Ernst das Spiel, und alle Rollen Thaten —
Ist Alles, was ein Mensch da mag errathen.

Denn einer Decke lichtgewob'ne Hülle
Birgt jener Bühne leichtgefügten Bau
Und ihres Spieles Herrlichkeit und Fülle.
Es ist ein Wolkenvorhang azurblau,
Es flimmern d'rauf wohl an Millionen Sterne,
Und hinten schweben Engel in der Ferne.
Der Meister aber nahm zum Grund die blaue,
Der Treue Farbe, daß man ihm vertraue.

Kennt ihr den Schauplatz nun, von dem wir reden?
Es zieht der Tod allein den Vorhang auf,
Das Leben aber ist das Legegeld,
Ein reines, schönes, gottgeweihtes Leben.
Sie hat's bezahlt! Hat reich bezahlt! Doch daß Sie
So bald es zahlen mußte und warum?
Das ist die Frage, die wir — ja beym Himmel!
Frey haben an das Schicksal und sie machen.
So jung und ach schon todt! So schön und doch
Gestorben! Und so nöthig uns und doch
Verschwunden! — Ist ein Traum denn nur das Leben? —
Der Muse Spiel soll uns die Antwort geben.

Was wir an dem verhängnißvollen Morgen
Des neunten Jenners sich begeben sah'n

Mit Ihr — wie soll ich Sie doch würdig nennen
In Ihrer Geistesklarheit, Seelengröße
Dieß hohe Frauenbild? dieß Bild der Frauen
In jeder guten und in jeder schönen,
Der Männer Bild in jeder großen That?
Den Stern des Nordens, der die halbe Welt
Erleuchtet und erwärmt zur Zeit wo's Nacht war,
Erwärmen wohl that und Erleuchten Noth?
In Ihrer Leibesschönheit, Herzensreinheit
Und holdem, lieben Wesen diese Blume,
Die Rose war und Lilie zugleich,
Nein, nein, ein ganzes, volles Blumenbeet,
Und das der Sturm in Einer Nacht zernichtet —
Was wir da sah'n, gedacht, gefühlt, gelebt,
Was still o wie viel Thränen uns gepredigt,
Was laut die Mittler zwischen Gott und Menschen,
Der Glocken heil'ger Mund durch Stadt und Land
Wie Stimmen von dem Himmel uns verkündet,
Was von Millionen Seufzern fortgetragen
Nach Ost und West und Süd — und auch nach Norden,
Was wie ein strenger, letzter Mahner anklopft
An jedes Haus, wo nur ein Herz d'rin wohnt,
Das Haus des Königs, unsers Herrn, verödet,
Das Herz des Königs, unsers Herrn, zerriß,
Was Keinem, auch nicht Einem fremd geblieben,
Fremd Keinem, auch nicht Einem bleiben kann,
Der ird'schen Dinge leichtgewob'ner Schein,

Des Menschenthumes wahrhaft Bühnenspiel,
Wo einer kommt und wo der and're geht — —
Dieß Alles soll euch vor die Augen treten,
Des ganzen Daseyns flüchtige Erscheinung
Und sein Bedeuten hier in Zeit und Raum —
Die Lehre: daß das Leben nur ein Traum.

Vergönnt dem Stück denn ein geneigt Gehör,
Und lernet aus dem Leben dieses Spieles,
Das Spiel des Lebens kennen und benützen.
Denn was hier oben Schein, ist unten Seyn.
Es sey ein heit'rer Ernst, den es uns lehre,
Ein heit'rer Ernst, der nie die Lust uns raube
Am Spiel und Mitspiel hier auf dem Weltschauplatz
Im großen Drama, das sich Leben nennt.
Denn wenn auch gleich dieß Leben nur ein Traum,
Ist's doch so schön, und dieser Traum ein Leben,
Träumt man wie Sie durch Thaten und durch Werke.
Gestorben aber ist noch keine That.
Sie lebt und bleibt, wenn wir auch weiter ziehen,
Das Spiel hier wechselnd mit dem Ernst dort oben.

XX.

Drey überzeugende Beyspiele wahrhafter Menschenliebe.

Salomon Löb Sontheimer.

Mehrere öffentliche Blätter, unter andern auch die National Zeitung der Teutschen (— 8ten Februar 1815, Nro. 6. —) haben des Handelsmanns jüdischer Religion, Salomon Löb Sontheimer aus Mannheim, schon rühmlichst erwähnt. Der Herausgeber dieses Buches hält sich verbunden, einen Zug der Vaterlands- und Wohlthätigkeitsliebe dieses wahren Patrioten hier zu erzählen.

Während viele seiner Glaubensgenossen in den Reihen der Befreyer Teutschlands kämpften, wiedmete er sich mit unglaublichem Eifer als Kran-

kenpfleger den Diensten des großen, zu Mannheim während acht Monaten bestandenen, Feldhospitals.

Als die sämmtliche Versorgung desselben öffentlich an den Wenigstnehmenden, bey einer großen Mitbewerkung von Leuten, die von einer solchen Uebernahme bedeutenden Gewinn hofften, versteigert ward, drückte er durch sein Anerbieten den Preis so tief herab, daß sich davon Niemand Gewinn versprechen konnte. Rastlos bot er nun alles auf, um den möglichsten Grad von Reinlichkeit, guter Verpflegung und sorgfältigsten Bedienung der Kranken und Verwundeten herzustellen. Er scheuete keine Gefahren für die Gesundheit, um der besten Pflege der Vaterlandsvertheidiger versichert zu seyn.

Russen, Preußen, Oestreicher, kurz alle hier zusammen gebrachten Leidenden wurden mit gleicher Liebe und Sorgfalt von ihm behandelt. So oft eine Anzahl Genesener abging, gab er jedem ohne Ausnahme, aus seiner Tasche, ein dessen Bedürfnissen angemessenes Geschenk.

Rührend waren die Scenen, wenn katholische, griechische und protestantische Krieger dem Israeliten mit Thränen des Dankes im Auge die Hände drückten und betheuerten, daß seine uneigennützige, liebevolle Pflege ihnen unvergeßlich bleiben würde. — Sontheimer ist überdieß kein reicher Mann, und Vater einer zahlreichen Familie.

Es konnte nicht fehlen, daß bedeutende Männer in glänzenden Zeugnißen die Verdienste dieses Biedermannes aussprachen, allein bescheiden hat der brave Israelit, belohnt durch sein inneres Bewußtseyn, nie von diesen Zeugnißen Gebrauch gemacht, aber die Badische Civil-Verdienst-Medaille, welche ihm auf hohen Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs Carl von Baden unterm 23sten Juny 1818 *) verliehen worden ist, schmückt die Brust dieses Ehrenmannes.

Samuel Gugenheim.

Am 25sten July 1818 brach zu Wyl, im Canton Zürich, Feuer aus. Schnell stand ein ganzes Haus in Flammen und die herbeygeeilten Menschen schauderten vor deren Gewalt. Ach! noch ruheten im brennenden Gebäude zwey sorglos schlummernde Kinder. Das Klaggeschrey der versammelten Ortsbewohner, Feuergeprassel und Rauch weckten endlich die Unmündigen vom süßen Schlaf — — — augenscheinlich nur zum Todesschlummer.

---

*) Regierungsblatt XXV. vom 30sten Juny 1818.

Wer vermag den Flammen zu gebieten? Wer rettet die Unglücklichen?

Ein Israelit! Samuel Gugenheim aus Langenau im schweizerischen Canton Aargau, ein Mann voller Geistesgegenwart und frommen Muthes, stürzt sich in das hellodernde Haus, ergreift beyde Kinder und trägt sie triumphirend durch die fürchterliche Glut in Sicherheit.

Dann wendet er seine Blicke dankbar himmelwärts, bald aber auf die Geretteten, tröstet und beschenkt sie mit unbeschreiblicher Herzlichkeit, kehrt eilends zu den Flammen zurück, trägt in reger Thätigkeit wesentlich zur Löschung bey und begiebt sich endlich nach überstandener Gefahr unbemerkt zu den Seinigen.

Die Regierung von Zürich vernahm diese menschenfreundliche Handlung und beauftragte den Oberamtmann von Embrach, diesem wackern Israeliten ihr besonderes Wohlgefallen unter Zustellung eines Geldgeschenkes zu bezeugen.

Aber Samuel Gugenheim lehnte mit Bescheidenheit die Annahme des Goldes ab, denn süße Belohnung fühlt sein edles Herz.

Johannes Falk.

Wie es längst bekannt ist, so bildete sich in Weimar eine Gesellschaft edler Menschenfreunde, um die Versorgung der vielen unglücklichen Kinder (— welche nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig verwildert und hülflos herumirrten —) zu übernehmen. Fast 200 derselben haben Handwerke gelernt und sind geschickte Schlosser, Maurer, Tischler, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen u. s. w. geworden. Wie die gedruckten Namensverzeichnisse ausweisen, sind unter denselben nicht nur junge Sachsen, sondern auch Russen, Preußen, Bayern, Rheinländer, Böhmen, Katholiken, Lutheraner, Reformirte und Juden, die der Sturm der Zeiten in die Nähe der drey großen Schlachtfelder, wo die furchtbaren Kriegsloose Europa's geschüttelt wurden, unter einander warf. Der edle Gründer dieser Anstalt, Johannes Falk, hat nun den Plan, zum Andenken jener ernsten Zeit, durch die frommen Hände der besagten Kinder selbst einen Betsaal erbauen zu lassen, wo jeder Ziegel im Dach, jeder Nagel an der Wand, jedes Schloß an der Thüre, jeder Stuhl und Tisch in der Stube von ihnen und ihrem Fleiße herrühre. In der Mitte des Betsaals soll eine schwarze Marmortafel ganz einfach die folgende Inschrift enthalten: „Nach den schrecklichen Kriegsjahren und dem vor-

hergegangenen Schlachtendonner von Jena, Lützen und Leipzig, erbauten 200 gerettete Knaben mit eigenen Händen diesen Betsaal, und wiedmeten ihn dem Herrn zu einem ewigen Dankaltar."

Mit welch' himmlischen Gefühlen in der Brust wird einst der biedre Falk sein Tagwerk übersehen?

XXI.

Unsterblichkeit.

Soll ich zweifeln, daß nach diesem Leben
Sich mein Geist zu Sphären wird erheben,
Die kein sterblich Auge noch erblickt? — —
Soll ich glauben, daß am Grabesrande
Sich auf immer lösen alle Bande,
Die auf dieser Erde mich beglückt?

Soll ich zweifeln, daß mein inn'res Wesen
Einst, wenn sich die ird'schen Bande lösen,
Neu verklärt vor seinen Richter tritt? — —
Soll ich glauben, daß die Todesstunde
Gänzlich heile jede Kummerwunde,
Die mein Herz im Pilgerland erlitt? — —

Nein, ich zweifle, daß ich untergehe!
Ja, ich glaube, daß ich noch bestehe,

Wenn auch diese Hülle einst zerstiebt! — —
Denn nicht blos für dieses kurze Leben
Reget sich in mir dieß heiße Streben,
Ihn zu kennen, der mich schuf und liebt.

Ja, ich glaub', ich werde ihn erkennen,
Ihn, den alle Welten Vater nennen,
Besser dort in dem Vergeltungsland,
Als hier, wo der Leidenschaften Wogen
Mich so häufig von ihm abgezogen,
Wenn ich forschend vor der Schöpfung stand.

Dieser Glaube ist's, was mich beglücket,
Wenn der Kummer meinen Busen drücket.
Dieser Glaube giebt mir festen Muth,
Trostvoll in der Zukunft dunkle Auen
Und gelassen in die Gruft zu schauen,
Wo entseelt einst mein Gebeine ruht!

v. Beulwitz.

XXII.

Schöne Charakter-Züge teutscher Fürstentöchter, in Handlungen und durch ihre eigenen Briefe beurkundet.

Die Königlichen Prinzessinnen von Preußen.

Zu den schönsten Erinnerungen aus den Zeiten des Krieges, den heilige Begeisterung den Befreyungskrieg nannte, gehört unstreitig das Andenken an die aufopfernde Thätigkeit teutscher Frauen, für die große Sache des Vaterlandes.

Wie sie mit den Gaben ihrer hülfreichen Hände der Kämpfenden Muth und Ausdauer erhoben, die

Verwundeten sorgsam gepflegt, der verlassenen Mütter, Frauen und Kinder mit Liebe sich angenommen; diese Erinnerung soll in den Herzen des dankbaren Volkes nimmer erlöschen, und für Töchter und Enkelinnen zu unvergänglichem Beyspiel weiblicher Milde und Treue dienen.

Durch die Frauenvereine insbesondere wurde für die heiligen Zwecke des Krieges so kräftig mitgewirkt, daß dessen unvermeidliche Uebel thätig gemildert wurden.

Der erste und größte Frauenverein unter oberster Leitung der Prinzessin Wilhelmine von Preußen giebt hiezu einen erfreulichen Beleg in seiner Hauptrechenschaft über Einnahme und Ausgabe in den Jahren 1813 bis 1819, — wenn gleich auch die größten todten Zahlen nicht in Betracht kommen gegen die Lebendigkeit des trefflichen Sinnes, der ihre Summen aufopfernd erspart und gesammelt, verständig angelegt und liebend verwendet hat.

Folgendes sind die Gesammt-Summen der Einnahme des Vereins an Geld und Sachen, deren Verminderung von Jahr zu Jahr nicht im Nachlassen des Eifers, sondern in der Abnahme des Bedürfnisses und der Noth erfreuliche Begründung findet:

Im Jahr	1813 —	62,237	Thlr.
— —	1814 —	25,865	,
— —	1815 —	12,942	,
— —	1816 —	14,542	,
— —	1817 —	7,996	,
— —	1818 —	983	,
— —	1819 —	946	,
		125,511	Thlr.

So vollbrachte denn das Große, Schöne und Herrliche dieser Verein edler Frauen. Ihre Namen sprechen biedre Zeitgenossen mit Ehrfurcht und Liebe aus, aber auch die Nachkommen fernster Zeiten werden in den edlen Stifterinnen dieses wohlthätigen Instituts die Prinzessinnen des großen Königs-Hauses erkennen und mit gerechtem Stolz sie ihren Enkeln nennen.

Schreiben Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter von Rußland, an Ihre Majestät die Königin Katharina von Würtemberg.

„Durchlauchtigste Königin! Innigst geliebteste Frau Tochter! Ich habe nicht ohne herzliche Theil-

nahme und innige Rührung die verschiedenen Anstalten sehen können, über welche sich der Geist der Wohlthätigkeit Ew. Königl. Majestät unter verschiedenen Gestalten, aber überall mit gleicher Sorgfalt und Menschenliebe verbreitet, und welche den Segen des Himmels durch die Segnungen Ihrer Unterthanen auf den König und Sie herableiten. Das Gefühl, welches mich bey diesem genußreichen Anblicke, der so sehr meinen Grundsätzen und Empfindungen, so wie meinen Erwartungen von Ew. Königl. Majestät entspricht, durchdrungen hat, vereinigt mit meiner Anhänglichkeit an mein voriges Vaterland, haben in mir den lebhaftesten Wunsch erregt, mich an die menschenfreundliche Stiftung anzuschließen, aus welcher unter Euer Königlichen Majestät Leitung diese Segensquellen fließen.

Mit Einstimmung des Kaisers, meines geliebtesten Sohnes, bitte Ich Sie, vielgeliebte Tochter, mich zu den Mitgliedern des Wohlthätigkeits-Vereins zu rechnen und meinen jährlichen Beytrag von 2000 Rubeln in Bancoassignationen, welche ich für das erste Jahr nach dem gegenwärtigen Geldwerthe hier beylege und künftig Tertialweise voraus übersenden werde, zu empfangen. —

Die Erfüllung dieses Wunsches, welche ein neues sanftes Band zwischen mir und einem allezeit mir lieben Lande knüpfet, wird meinem Herzen

immer theuer bleiben, und das Gefühl der Erkenntlichkeit mit der innigen Liebe verbinden, mit welcher ich bis zu meinem letzten Athemzug verbleibe, innigst geliebteste Tochter Euer Königl. Majestät liebende getreue Mutter und wahre Freundin.

Stuttgart, den 26sten Oct. 1818.

Maria.

Nur kurze Zeit verweilte die Kaiserin in Teutschland, aber mannigfaltige Segensspuren hinterließ diese edle Fürstin allenthalben. So z. B. empfieng der Stuttgarter Centralverein für Wohlthätigkeit 350 Ducaten, der dortige Lokalverein 100 Duc.; jede der Lehr- und Beschäftigungs-Anstalten 100 Duc., die Töchter-Bildungsanstalt 300 Duc. ꝛc.

Hier faßte die Kaiserin den Entschluß zu einer Stiftung in die neue Hauptkirche zu Moskau. Ein Christus aus carrarischem Marmor, von dem berühmten teutschen Künstler v. Danneker in Stuttgart — auf Kosten der erhabenen Stifterin — gearbeitet, wird künftig den Hochaltar gedachten Tempels schmücken.

Ihr Wirken und Ihr großes Wollen wird erst recht die Nachwelt ehren.

Ihro Majestät die Kaiserliche Prinzessin und Erzherzogin von Oestreich, Maria Louise, Herzogin von Parma, Piacenza und Quastella, schrieben — 1816 — kurz vor Ihrer Rückkehr nach Italien, an den Minister Graf Magawly-Cerati.

„Lieber Graf Magawly, ich vernehme mit dem „lebhaftesten Schmerz die Leiden, welche noch auf „meinen Unterthanen lasten. Mein heißester Wunsch „ist, aus allen Kräften zu ihrer Erleichterung bey„zutragen."

„Also empfehle ich Ihnen besonders, zu ver„hindern, daß wegen meiner Ankunft keine Art „von Festen statt haben. Die schönste Ergeben„heitsbezeugung, die ich von meinen Unterthanen „erhalten kann, und welche zugleich für mein Herz „die angenehmste seyn wird, ist: Wenn sie die „hierzu bestimmten Summen an die Nothleidenden „vertheilen."

Schönbrunn, den 28sten Februar 1816.

Unterzeichnet Marie Louise.

Bald darauf erschien diese vortreffliche Fürstin wieder in der Mitte Ihrer Unterthanen als wahre Trösterin; vielen Mängeln wurde abgeholfen, unzählige Thränen getrocknet.

Letztes Schreiben der unglücklichen Königin Marie Antoinette, bedaurungswürdigen Tochter Maria Theresiens, an Madame Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI.

(Den 16ten October 1793 um halb 5 Uhr Morgens.)

„Ich schreibe Ihnen zum letztenmal, meine Schwester. Ich bin zum Tode verurtheilt worden, nur für Verbrecher ist er schimpflich; mich führt er zur Wiedervereinigung mit Ihrem Bruder, und unschuldig, wie er, hoffe ich die nämliche Festigkeit in diesen letzten Augenblicken zeigen zu können. Ich bin ruhig, wie man es ist, wenn das Gewissen uns keine Vorwürfe macht; tief schmerzt es mich, meine armen Kinder zu verlassen; Sie wissen, daß ich nur für sie und für meine gute und zärtliche Schwester, für Sie, die aus Freundschaft Alles aufgeopfert haben, um bey uns zu seyn, lebte. In welcher Lage lasse ich Sie zurück! Ich habe durch die Verhandlungen des Prozesses selbst erfahren, daß meine Tochter von Ihnen getrennt ist. Ach! das arme Kind, ich darf ihm nicht schreiben; es würde meinen Brief nicht erhalten. Ich weiß selbst nicht, ob Gegenwärtiges Ihnen zukommen wird; empfangen Sie hier für beyde Kinder meinen Segen. Ich hoffe, daß sie einstens, wenn sie größer seyn werden, bey Ihnen seyn, und ganz Ihrer zärtlichen Sorgfalt werden genie-

ßen können. Mögen sie nie vergessen, was ich ihnen unaufhörlich eingeprägt habe, daß die Grundsätze und die pünktliche Erfüllung unserer Pflichten die erste Grundlage des Lebens sind; daß wechselseitige Freundschaft und Vertrauen das Glück des ihrigen machen werden; meine Tochter fühle, daß in ihrem Alter sie ihrem Bruder stets mit jedem guten Rath, den ihr die vor ihm voraus habende Erfahrung und Freundschaft eingeben können, unterstützen muß; mein Sohn seinerseits erzeige seiner Schwester alle Gefälligkeiten und Dienste, welche Freundschaft eingeben kann; mögen beyde endlich nie vergessen, daß, in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, sie nur durch ihre Einigkeit wahrhaft glücklich seyn können. Sie mögen an uns ein Beyspiel nehmen; wie viel Trost hat uns nicht in unserm Unglück unsere Freundschaft gegeben! Und im Glücke genießt man doppelt, wenn man es mit einem Freunde theilen kann, und wo kann man einen zärtlichern und liebern finden, als in seiner eigenen Familie? Nie vergesse mein Sohn die letzten Worte seines Vaters, die ich hier ausdrücklich wiederhole: Nie suche er unsern Tod zu rächen. Ich habe mit Ihnen von einer meinem Herzen sehr schmerzlich fallenden Sache zu sprechen. Ich weiß, wie viel Kummer Ihnen dieses Kind gemacht haben muß; verzeihen Sie ihm, meine liebe Schwester; denken Sie an sein Alter, und wie leicht es ist, ein Kind sagen zu lassen, was man will, und selbst was es nicht versteht;

es wird hoffentlich ein Tag kommen, wo mein Sohn um so lebhafter den ganzen Werth Ihrer Güte und Zärtlichkeit für ihn und seine Schwester fühlen wird. Ich muß Ihnen nun noch meine letzten Gedanken vertrauen. Ich wollte sie gleich beym Anfang des Prozesses niederschreiben, aber ausserdem, daß man mich nicht schreiben ließ, war der Gang desselben auch so schnell, daß ich in der That keine Zeit dazu gehabt haben würde. Ich sterbe in der katholischen, apostolischen und römischen Religion, in der Religion meiner Väter, in derjenigen, in welcher ich erzogen worden bin, und wozu ich mich stets bekannt habe, da ich keinen geistlichen Trost zu erwarten habe, da ich nicht weiß, ob es hier noch Priester dieser Religion giebt, und selbst der Ort, wo ich bin, sie zu sehr aussetzen würde, wenn sie ihn betreten wollten. Ich bitte aufrichtig Gott um Verzeihung für alle Fehler, die ich begangen haben kann, seit ich auf der Welt bin. Ich hoffe, daß er in seiner Güte meine letzten Wünsche und Gebete, so wie die, die ich seit langer Zeit zu ihm schicke, meine Seele in seiner Barmherzigkeit und Güte aufzunehmen, erhören wird. Ich bitte um Verzeihung alle diejenigen, die ich kenne, und Sie, meine Schwester, insbesondere für Alles, was ich, ohne es zu wollen, ihnen zu Leid gethan haben kann. Ich verzeihe meinen Feinden Alles, was sie mir Uebels zugefügt haben. Ich sage hier Lebewohl meinen Tanten und allen meinen Brüdern und Schwestern. Ich hatte Freunde; der

Gedanke, von ihnen für immer getrennt zu werden, und ihr Kummer sind eine der schmerzhaftesten Empfindungen, die mich in den Tod begleiten; mögen sie wenigstens wissen, daß ich bis zu meinem letzten Augenblick an sie gedacht habe. Leben Sie wohl, meine gute und zärtliche Schwester; möge dieser Brief in Ihre Hände kommen, denken Sie stets an mich; ich umarme Sie von ganzem Herzen, so wie meine armen und geliebten Kinder. Mein Gott! wie herzzerreissend ist es, Sie für immer zu verlassen. Lebt wohl! Lebt wohl! Ich werde mich nun nur noch mit meinen geistlichen Pflichten beschäftigen. Da ich in meinen Handlungen nicht frey bin, so wird man mir vielleicht einen Priester schicken; aber ich betheure hier, daß ich ihm nicht ein Wort sagen, und ihn wie ein durchaus fremdes Wesen behandeln werde."

Der Polizeyminister, Graf de Caze, begleitete (— unterm 22sten Februar 1816 —) die Mittheilung dieses Briefs in der Deputirtenkammer mit folgenden Worten: Der König hat uns beauftragt, ihnen eine Mittheilung zu machen, welche lebhaft ihre Herzen rühren wird. . . . Der Tod des Gerechten ist nie für die Nachwelt verloren; er giebt stets wichtige und heilsame Lehren. Die Vorsehung hatte zugelassen, daß ein schriftliches Denkmal der letzten Gedanken, der letzten Wün-

sche, die ein Monarch, dessen Name ewig in dem Andenken der Menschen leben wird, für sein Volk that, blieb; sie hatte zugelassen, daß ein Testament Ludwigs *XVI.* auf uns kam. Aber dieser traurige Trost war uns nicht hinsichtlich der Königin Marie Antoinette geworden, dieser erhabensten und unglücklichsten der Mütter, der Gattinnen und der Königinnen, dieser Tochter Marie Theresiens, dieser Fürstin, würdig des Sohnes des heil. Ludwigs, würdig dessen Krone und Märterthum zu theilen; Gott allein hatte die Stimme der sterbenden Königin gehört, ihre erlauchte Tochter vernahm den Ausdruck ihrer letzten Wünsche nicht. Drey und zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem diese Zeilen in der letzten Stunde der geliebtesten, wie der unglücklichsten der Souveraininnen niedergeschrieben worden sind. Die Vorsehung hat es endlich gefügt, daß sie der erhabenen Tochter unserer Könige vorgelegt, und ihre Schmerzen zwar erneuern, aber auch lindern konnten. Dieser Brief ist erkennbar durch das Gepräge der Handschrift der Königin, die nirgends fester und sicherer erscheint, gleichsam um die Ruhe ihrer Seele in diesem schrecklichen Augenblick zu beurkunden. Er ist nicht unterzeichnet, aber seine Aechtheit wird durch ein Zeugniß verbürgt, das zugleich Abscheu erregt.... Das Testament des Schlachtopfers ist von seinen Henkern unterzeichnet.... Ich lege auf das Büreau eine beglaubigte Abschrift des Testaments der Königin Marie Antoinette nieder; der König hat

befohlen, daß ein Fac-Simile (eine Abschrift mit genauer und treuer Nachahmung der Schriftzüge) davon genommen und in Kupfer gestochen werden soll, wovon jedem Mitgliede der Kammer ein Exemplar zugestellt werden wird. rc. rc.

* * *

So stürzt nur, von ihrer stolzen Höhe,
Eine Ceder — wenn der Sturm sie bricht.

XXIII.

Erinnerung
an
einige im Jahr 1815 siegreich rückgekehrte teutsche Krieger.

Begeistert dürfen diese es sich sagen: Ihre Paniere wehten ruhmvoll gegen des Reichs und ihrer Fürsten Feind.

Ordre Sr. Königlichen Hoheit des Kurfürsten v. Hessen, mittelst eines Handschreibens an den Commandeur en Chef, General-Lieutenant Engelhard, gesandt.

Kassel, den 1sten December 1815.

„Ruhmvoll kommen Hessens tapfere Krieger in das Vaterland zurück. Unsre Feinde sind besiegt, und auch Meinen Truppen wurde in diesem Kampfe einmüthig das Lob zu Theil: Sie fochten als Helden, bewährten aufs Neue den alten Ruhm der Katten, und der Name der Hessen war wieder in Frankreich Schrecken für die Feinde. Die Anstrengungen, die Beschwerlichkeiten dieses Feldzugs waren wieder mannigfach; der beharrliche Muth Meiner

Truppen aber überwand Hindernisse und Gefahren; sie erstürmten feste Plätze, und nie eroberte Festungen sahen die Hessen auf ihren Wällen als Sieger. Auch ihr Verhalten in sich selbst ehrender Zucht und Ordnung gewährte ihnen überhaupt Lob und Beyfall. Stolz und hoch erfreut rufe Ich daher Meinen Kriegern das herzlichste Willkommen entgegen. Mit innigster Freude, mit vollem Lob und lautem Danke empfängt sie ihr Kurfürst. — Dank und Lob weihet ihnen das Vaterland, wofür sie glorreich kämpften. Mein Dank ehret daher vorzüglich den Commandeur des Corps, General-Lieutenant Engelhard. Meinen Dank empfangen die Generäle, Chefs der Brigaden; die Commandeurs der Brigaden, der Regimenter und Bataillons, die Compagniechefs und sämtliche Offiziere. Mein Dank sey dem ganzen Corps geweiht für dessen rühmliches Verhalten für die schönen Thaten, welche diesen Feldzug der Hessen auf immer verherrlichen. Der Würdigung jedes einzelnen und ausgezeichneten Verdienstes werde Ich noch eingedenk bleiben. Mit Vergnügen bethätige Ich Meine hohe Zufriedenheit durch die Verwilligung der in der Anlage bestimmten Gratifikationen *) und hoffe, daß das Corps darin den Beweis Meiner Erkenntlichkeit so überzeugend finden wird, als gerne Ich solche darlege.“

Unterzeichnet: Wilhelm.

---

*) Solche betrugen weit über 20,000 Thaler.

Ordre Sr. Königlichen Hoheit des Herzogs von Cambrigde, unterm 1sten Februar 1816, an die siegreich heimgezogene Hannöversche Armee erlassen.

„Ich bezeuge der hannöverschen Armee meinen Glückwunsch zu der Beendigung des langen und blutigen Kampfes, der für die Freyheit der Welt gefochten ist. Der Ruhm, den die königl. deutsche Legion sich in einer Reihe von glänzenden Waffenthaten unter der Anführung des größten Feldherrn der Zeit erworben hat, ist der Stolz ihrer Mitbürger; auch in diesem letzten glücklichen Feldzuge hat ihr wohlerworbener Ruf sich von neuem bestätigt. Es muß ein angenehmes Gefühl in der Brust dieser braven Krieger erregt haben, nach dreyzehnjähriger Trennung vom vaterländischen Boden in einer der blutigsten Schlachten an der Seite ihrer jüngern Waffenbrüder zu kämpfen und sich selbst zu überzeugen, daß die Truppen, mit denen sie von jetzt an nur ein Heer bilden werden, des alten hannöverschen Namens würdig sind. Ich danke der Armee für die Tapferkeit und Disziplin, die sie bey allen Gelegenheiten gezeigt hat. Es gewährt mir ein hohes Vergnügen, mit Wahrheit sagen zu können, daß in einem so langen, unter beständigen Kriegen verlebten Zeitraume, keinem Regimente, keinem Bataillone, keiner Compagnie der hannöverschen Armee der Vorwurf gemacht werden kann, bey irgend einer Gelegenheit seine Schul-

digkeit nicht gethan zu haben. Ich bin fest überzeugt, daß Truppen, die vor dem Feinde mit so vieler Auszeichnung gedient haben, jetzt, da sie in ihre Heimath zurückkehren, die Pflichten, die dem Krieger im Frieden obliegen, in eben der Vollkommenheit erfüllen werden. Die Hannoveraner aus allen Klassen haben freywillig zum Besten derselben so bedeutende Aufopferungen gemacht, daß ich glaube, den Truppen im Voraus die Versicherung geben zu dürfen, wie sehr die herzliche Aufnahme, die sie überall finden werden, ihnen die Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflichten leicht machen wird."

Weiterer Generalbefehl.

Hauptquartier Hannover, d. 1sten Febr. 1816.

Der Feldmarschall, Herzog von Cambridge Königlichen Hoheit, hat das Vergnügen, der königl. deutschen Legion vor ihrer Auflösung nachstehendes, von Sr. Kön. Hoheit dem Commandeur en Chef (Herzoge von York) erhaltene Schreiben mitzutheilen: Horse Guards, den 21sten December 1815. Sir! Die Regierung Sr. Majestät hat mir angezeigt, daß die königliche deutsche Legion unverzüglich aus dem großbrittannischen in den hannöverschen Dienst übergehen wird, und ich kann dieses so ausgezeichnete Corps aus meinem Oberbefehl nicht entlassen, ohne Euer Königl. Hoheit, als dessen Generalobersten, die Zufriedenheit und Ach-

tung zu bezeugen, mit welcher ich über dessen beständig gutes Betragen erfüllt bin. Zu den vielfältigen Diensten, welche die brittische Armee im Laufe des letzten thatenreichen Krieges geleistet, hat die königl. deutsche Legion das Ihrige reichlich beygetragen. Sie hat Theil an den Thaten, welche den höchsten Glanz über die brittischen Waffen verbreitet haben, und hat gerechte Ansprüche, den Ruhm zu theilen, mit welchem dieselben gekrönt sind. Wenn, dem Feinde im Felde gegenüber, die Tapferkeit der Offiziere und Soldaten der königlich deutschen Legion sich hervorstechend gezeigt hat, so haben auch ihre Mannszucht, ihre Ordnung und gute Aufführung, wo sie auch in Großbrittannien oder dessen Besitzungen gestanden hat, ihnen keinen geringern Anspruch auf meine wärmste Erkenntlichkeit und den Dank des Vaterlandes erworben. Ich bitte, daß Ew. Kön. Hoheit diese meine Gesinnungen jedem Einzelnen, wie allen zusammen, zu erkennen geben, und sie zu versichern, daß, welches auch ihre Bestimmung sey, allen meine aufrichtigste Achtung und meine ernstlichsten Wünsche für die Ehre und ihr Glück verbleiben werden. Ich bin, Sir, Euer Königlichen Hoheit affectionirtester Bruder

Friedrich, Commandeur en Chef.

Es war am 29sten Januar 1816 — als die tapfern sieggekrönten Braunschweiger wieder in die Hauptstadt ihrer Heimath einrückten. Welchem Teutschen schlägt nicht hoch das Herz, bey dem Namen Braunschweig?

Nach dem feyerlichen Einzug dieser Krieger wurden auf dem herzoglichen Schlosse an mehrern Ehrentafeln deren so viele gespeist, als der Raum zuließ. Jeder Offizier, der im Dienste des Vaterlandes verwundet worden, fand auf seinem Teller eine Anweisung von 50 bis 300 Reichsthalern; den Unteroffizieren und Gemeinen wurden Gratifikationen von 6 bis zu 50 Reichsthalern zu Theil; ähnliche Geschenke erhielten zu gleicher Zeit die Väter und Mütter, welche ihre Söhne im Kampf für Teutschlands Befreyung verloren haben. Bedürftige Offizierswittwen, deren Söhne Offiziere gewesen, empfiengen bis zu 300 Reichsthalern.

* * *

Heil euch Edlen, die ihr durch Verdienst-Anerkennung euch selbst ein achtungswürdiges Denkmal stiftet.

XXIV.

Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark an Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr!
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speyer! auf nach Speyer!“
Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sey's vollendet!“

„Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd steh'n die Diener all',
Doch er ruft: „folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“
Schpricht er, „trage, treuer Freund!
„Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht halb Leich' aus seinem Schlosse.

Traurend neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in lauter Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweyen,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust im Mayen.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen;
Ritter, Bürger, zarte Frau'n,
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten.
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde;
D'rauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, das der Held verschiedeu.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Justinus Kerner.

XXV.

Pabst Johann.

Als Carl der Große die Sachsen besiegt und sie zur Annahme des Christenthums gezwungen hatte, kamen viele Gelehrte aus England nach Teuschland, um das Christenthum weiter auszubreiten; der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen ist uns Allen bekannt. — Einer dieser Gelehrten, dessen Name unbekant ist, ließ sich in Mainz nieder — wie Jacob Curio Hofenius, Leibarzt des Erzbischofs Albert von Mainz, in seiner Chronik erzählt — und bald nach seiner Ankunft gebahr ihm seine Gattin eine Tochter, welche sie Gilberta nannten. — Schon in ihrer früheſten Jugend entfaltete Gilberta so herrliche Anlagen, vebunden mit einem empfänglichen Sinn für alles Schöne und Geistige, das mit Recht ihre Eltern die froheſten Hoffnungen von ihr für die Zukunft nährten. Mit stetem Eifer und ununterbrochenem Fleiß erlernte sie die lateinische und griechische Sprache, studirte die Schriften der besten Klassiker in den

Originalen und machte sich mit Allem bekannt, was im Gebiete der Kunst und Wissenschaften ihren Geist entzücken und ihre Kenntnisse bereichern konnte.

Die Jahre der Jugend sind es, in denen die Eindrücke recht lebhaft auf die Seele wirken, in denen der Geist für Freundschaft und Liebe am empfänglichsten ist, und desto empfänglicher, je höher der Grad der Kräfte und Ausbildung desselben steht. Freundschaft ist jene heilige Stimmung der Seele, welche Sterbliche theilen; jene gleiche Empfänglichkeit für Alles, was Erhabenes betrifft, uns mit einem höhern Wesen inniger vereinigen und unsern Geist beseeligen und veredlen kann. Gilberta fand ein Wesen, geeignet, jene erhabenen Gefühle zu theilen; doch nicht in ihrem Geschlecht. Ein Jüngling war es, der nach demselben Ziele, dem Ziel der Geistesvollkommenheit, mit ihr strebte. Bald war der Bund der Freundschaft geknüpft, und neue selige Gefühle verwebten sich dem geistigen Leben unserer Gilberta. Doch mag eine solche Freundschaft bey Jünglingen, bey Männern statt finden; aber wenn Jüngling und Jungfrau in der Blüte ihrer Jahre, in der ersten und lebhaftesten Regung der Phantasie sich finden, dann kann sie, auch bey dem geistigen Leben, nicht mehr Freundschaft allein bleiben, allmählig schleicht sich Liebe zum Herzen; so auch bey Gilberta. Nicht mehr mit der Unbefangenheit, mit

der die Freundin dem Freunde sich näherte, konnte sie den Jüngling empfangen, der bald ihr Herz gerührt; ein innigeres Gefühl durchdrang sie bey seinem Anblick, und so schloß sich an die Freundschaft das Band der Liebe. — Der Sinn für das Geistige verschwand aber hierdurch nicht, vielmehr wurde er eine höhere Belebung. Beyde fühlten es wohl, daß Mainz nicht der Ort seyn konnte, wo sie in den Wissenschaften den gewünschten Grad der Vollkommenheit erlangten, in Mainz fehlte es ihnen gar oft an den nöthigen Mitteln der Ausbildung, an Gelehrten, deren Erfahrungen ihren Eifer leiteten. Sie entschlossen sich daher, nach Athen zu gehen. Schwierig würde es gewesen seyn, so wie sehr auffallend, wenn Gilberta als Jungfrau mit einem Jüngling hätte nach Athen reisen wollen; Schwierigkeiten und Hindernisse setzten sich überall der Ausführung ihres Planes entgegen. Endlich bekämpfte Gilberta ihre jungfräulichen Gefühle, kleidete sich in männliche Tracht und zog so mit dem Geliebten ihres Herzens, mit dem Freunde ihres Geistes nach Athen.

Ein neues Feld in den Wissenschaften eröffnete sich hier und Gilberta studirte mit solchem Fleiße, daß sie in einigen Jahren nach Rom gieng, um Vorlesungen dort zu halten. Ihre ersten Vorlesungen waren über den Livius, und sie hatte sich bald durch ihre Gelehrsamkeit sehr viele Schüler und Zuhörer unter den angesehensten Männern er-

worden. Mit eben der Gelehrsamkeit las sie über die Bücher der heiligen Schrift und zeichnete sich in der Redekunst besonders aus; öfters trat sie bey Disputationen mit so viel Kenntniß auf, daß die Schriftsteller einstimmig ihr die größte Gelehrsamkeit der damaligen Zeit beylegten. — Sie erwarb sich auf diese Weise große Hochachtung und Liebe und zugleich manches Amt; so daß sie, als der Pabst Leo *III.* im Jahre 854 starb, einmüthig zum Pabste erwählt wurde, und von den Geschichtschreibern unter dem Namen Johann *VIII.*, auch Johann Anglicus (weil ihre Eltern aus England nach Mainz gekommen waren), in der Reihe der Päbste aufgeführt wird.

Es ist eine bewährte Erfahrung, daß große und wichtige Veränderungen den Menschen theils erheben und zu allem Guten fähiger und entschlossener machen können; daß aber auch große Ehrenstellen und unvermuthete Glücksumstände im Gegentheil den tugendhaften Menschen oft zu Uebermuth und Vernachläßigung in der Wachsamkeit über seine Tugend verleiten. Nur allzu bald wirkte auch bey unserer Gilberta diese Erhöhung sehr nachtheilig. Den Gefühlen der reinen Liebe und Freundschaft, welche Gilberta mit dem Freund ihrer Jugend, dem Genossen ihrer Geistesbildung vereinten, mischte sich nun die Leidenschaft bey, und bald fühlte Gilberta die traurigen Folgen einer unerlaubten Umarmung. Zwar wurde es ihr leicht,

dieselben zu verheimlichen, da Keinem einfallen konnte, daß sie ein Weib sey, weil sie sich so lange in Rom nicht nur als einen Mann, sondern als einen ausgezeichneten, tugendhaften und frommen Mann bewährt hatte. Aber plötzlich, bey einem feyerlichen Umzuge von der St. Petrus-Kirche nach dem Lateran, wurde sie zwischen der St. Clemens-Kirche und dem Colosseum von den Geburtsschmerzen überfallen, gebahr ohne alle Hülfe, starb aber sogleich mit dem Kinde und wurde mit demselben in die nahe bey jener Kirche liegende Kapelle ohne alle Feyerlichkeit begraben, nachdem sie zwey Jahre, fünf Monate und vier Tage im Besitz der päbstlichen Stuhls gewesen war. — Es wurde an diesem Platz ein Denkmal dieser grauenvollen Geschichte gesetzt, welches von Marmor war und daß Bildniß der Gilberta mit dem Kinde darstellte, welches noch bis zu den Zeiten der Reformation gestanden hat. Auch vermieden die Päbste in der Folge bey feyerlichen Zügen diesen Platz aus Abscheu vor jenem Vorfall. Viele Geschichtschreiber erwähnen auch eines marmornen Stuhles, auf welchem nachher die Päbste, ehe sie gewählt, zuvor untersucht wurden, ob sie männlichen Geschlechts seyen, damit nicht wieder eine so gräuliche Begebenheit vorfallen könnte. *)

*) Mehr als 70 Geschichtschreiber erzählen diese Geschichte mit mehr oder weniger Umständen, bleiben sich aber alle in der Hauptsache gleich.

Es würde zu weitläufig seyn, alle diese Geschichtschreiber hier zu nennen, indessen ist das Zeugniß folgender Männer authentisch genug.

Johannes Stella, Prediger zu Venedig, beschreibt die Geschichte von 320 Päbsten, vom Apostel Petrus an bis auf Julius *II.* Er hat seine Schrift dem Cardinal Dominicanus Grimanus zugeeignet, erzählt die Begebenheit ausführlich und Niemand hat ihm damals widersprochen. Auch hätte er wohl schwerlich wagen dürfen, eine solche Fabel dem Cardinal öffentlich zu erzählen, dem doch an der Ehre des päbstlichen Stuhles sehr viel liegen mußte.

Stephanus Blank, welcher kurz vor der Reformation lebte, unter Pabst Alexander *VI.* beschreibt die Merkwürdigkeiten der Stadt Rom und erwähnt auch des Ortes, wo die Päbstin Johanna entbunden habe; auch sagt er, daß das vorhin erwähnte Denkmal auch damals gestanden. Er fügt seiner Erzählung noch folgende Legende bey: Als Johanna schwanger war, fragte sie ein Engel, ob sie ewig verdammt seyn oder öffentlich das Kind gebären wolle? — und sie wählte das Letztere.

Marianus Scotus, ein Benediktiner in den Klöstern zu Mainz, Cölln und Fulda (1086), hat eine Chronik geschrieben, wozu er die Handschriften seiner Klöster benutzte, und erzählt gleichfalls die Geschichte.

Martin Polonus lebte im Jahr 1278 und war Beichtvater des Pabstes Nikolaus *III.* Es stand ihm die Bibliothek des Vaticans offen, in welcher sich ein Werk von einem Mönche Richard, der im Jahr 1140 lebte, unter dem Titel „Pontificum Series“ befinden soll, worin die Geschichte auch erzählt wird. Martin, der aus diesen Quellen schöpfen konnte, erzählt die Begebenheit auch, und sein Amt so wie seine Verhältnisse zum Pabst Nikolaus *III.*, welcher gewiß eine solche Erdichtung hart gestraft haben würde, bürgen für die Wahrheit.

Wilhelm Occam lebte unter der Regierung Ludwig des Baders im Jahr 1320, und sagt in seinem Werke, betitelt: „Opus nonaginta dierum, Cap. 12.“: Diese Frau wurde zwey Jahre lang vor der ganzen Kirche für ein Pabst gehalten rc.

Bocaccius erzählt im 99sten Buche seines Werkes von berühmten Frauen auch die Geschichte der Gilberta, und seiner Beschreibung ist noch ein Holzschnitt beygefügt, welcher die Scene darstellt, wie die Päbstin in der Mitte der Cardinäle und Bischöfe entbunden wird. Auch erwähnt er des Ausweichens der Päbste bey Feyerlichkeiten, wenn sie an diesen Ort kommen.

Ranulph lebte unter Kaiser Carl *IV.*, nach Andern im zehenten Jahrhundert, und schreibt in

seiner „Polichronik“: daß eine Päpstin Johanna den Stuhl des Pabstes besessen, ꝛc.

Martin lebte unter Kaiser Carl *IV.*, schrieb eine Chronik unter dem Titel: „Flores temporum“, und erzählt die Begebenheit von der Päbstin Johanna, der er folgende Legende beyfügt; Sie habe einen Besessenen gefragt, wann der Dämon ausfahren würde? darauf hätte der Dämon in lateinischen Versen geantwortet: Er fahre aus, wenn die Päbstin ein Kind gebären würde.

Anton, Erzbischof zu Florenz, erzählt gleichfalls die Geschichte Part. II. historialis, Tit. 16. Cap. I. §. 7. Er erwähnt ferner des Denkmals und sagt:

„Obgleich das Alles Thatsache ist, so hat dieß doch Niemanden an seiner Seligkeit Abbruch gethan, weil die Kirche Christum zum Haupt hatte, von dem die geistlichen Güter alle herkommen. Auch die Sakramente sind von Gnadenbewirkung gewesen bey denen, die sie mit Andacht gebraucht haben, ohnerachtet die Päbstin so wenig wie andere Weiber das Abendmahl reichen und ordiniren kann, weßwegen auch alle von ihr Ordinirten die Weihe nachher aufs neue empfangen mußten.“

Platina, Bibliothekar im Vatikan, beschreibt die Lebensgeschichte der Päbste; hat sein Werk dem Pabste Sixtus *IV.* zueignet und erzählt darin

die Begebenheit der Päbstin Johanna, erwähnt des Ausweichens des Pabstes bey dem Orte, wo sie entbunden sey, und nennt den Stuhl, worauf Jeder, ehe er Pabst wurde, vom untersten Diaconus untersucht werden mußte, stella stercoraria. Wohl hätte der gute Platina auf dem Scheiterhaufen die Erzählung einer solchen Fabel bereuen sollen; er erzählt aber Alles absichtlich genau, um nicht Verdacht zu gerathen, als wolle er etwas für die päbstliche Würde Nachtheiliges verschweigen, was doch damals bekannt war.

Um so glaubwürdiger wird seine Geschichte, da zu deren Bearbeitung ihm die Quelle aus der Bibliothek des Vatikans offen stand.

XXVI.

Szene aus Rußland.

Napoleons Riesenentwüfe waren an Rußlands Macht, seinen Nationalsinn und besonders an dem allmächtigen Verhängniß gescheitert. Von Moskau's rauchenden Trümmern flüchtete er und ihm folgten die Ueberbleibsel der französischen Heere in wilder Unordnung. Ihr trauriges Schicksal ist bekannt. Am Schlusse des Jahres 1812 war kein Feind mehr in Nußlands Gränzen. Europa's Hoffnungen waren gerechtfertigt. Mit der Vereitlung der kühnen Plane des Weltenstürmers erwachten die ihm seither ergebenem Polen wie aus einem Traume und kehrten reuig zu den Füßen Alexanders zurück. Die ihm treu Eebliebenen waren vorher zum Theil aus ihrem Vaterlande geflüchtet und kamen jetzt wieder in ihre Heimath, ob auch die Flamme des Krieges noch an den Gränzen wüthete.

Unter diesen war die Gräfin P****y mit ihrer liebenswürdigen Tochter und einem kleinen Gefolge von Dienerschaft, um sich nach ihrem Wittwensitze, der Starostey ***z in **** zu begeben.

Der Herbst mit seinen Unannehmlichkeiten im hohen Norden, mit seinen kurzen Regentagen, mit seinen langen dunkeln Nächten, hatte sich über die öden, verheerten Gegenden verbreitet. Ueberall Spuren der Verwüstung, überall Jammer und namenloses Elend. Unbegrabene Leichen und gefallene Pferde, die die Landstraßen bedeckten und die Luft verpesteten; Trümmer früherer gastlichen Wohnungen, hungernde und herumirrende Elende, fand die schon an sich Niedergebeugte. Doch nicht nur mit den Folgen eines verheerenden Krieges mußten diese Gegenden kämpfen. Wölfe und Räuber machten die Landstraßen unsicher. Polens schauervolle Wälder hatten die Letztern sich zu ihren Wohnplätzen und zur Ausübung ihrer verbrecherischen Absichten erwählt. In diesen Wildnissen fiel nach den überstandenen Schrecknissen des Krieges durch Mörderhand mancher auf Lebensgenuß Anspruch machende Mensch; mancher Gatte, mancher Hausvater, mancher hoffnungsvolle Jüngling, manches blühende Mädchen fanden hier ihr Grab. —

Die Gerüchte davon waren der Gräfin zu Ohren gekommen und erfüllten sie mit Schrecken. Ihr

Weg ging durch diese Wälder. Sie allein mit ihrer Tochter und nur wenig männlicher Begleitung dem schrecklichsten Zufalle Preis gegeben! Eine schaudervolle Möglichkeit reihte sich bey ihr an die andere und erregte trübe Ahnungen in ihrer Brust. An einem finstern Decembertage rollte der Wagen durch diese berüchtigten Gegenden. Die schlimme Witterung, der fortwährende, mit Schnee abwechselnde Regen vereinigten sich, ihn zu einem der unangenehmsten der Reise zu machen.

Das Düster der Waldungen wechselte selten mit einer lichten bewohnten Gegend ab. Schon dunkelte es mächtig. Ein schauerlich pfeiffender Wind tobte in allen Bäumen und schleuderte den eisigen Regen an die Fenster des Wagens. So fuhr man voll Besorgniß weiter, als bereits die Nacht eingebrochen und noch kein Dach zu sehen war. Endlich schimmerte den Reisenden aus der Ferne ein Lichtstrahl entgegen, ihnen ein Strahl der Hoffnung. Bald erreichten sie den Ort, von dem er herkam. Es war ein in völliger Abgeschiedenheit gelegenes, elendes Gasthaus. Der Wagen hielt. Der Wirth, von widerlichem Ansehen, empfieng die Herrschaften mit kriechender Höflichkeit, bedauerte aber, ihnen nicht eine ihrem Stande angemessene Bewirthung anbieten zu können. Ein kleines, elendes Zimmer sey alles, was er ihnen einräumen könne. Man besah und nahm dann gern das Zimmerchen ein, um sich nur nicht der Nothwendigkeit der Wei-

terreise und dem üblen Wetter, das sich immer verschlimmerte, auszusetzen. Es bot wenig Annehmlichkeiten dar, und sein enger Raum gestattete nur den Damen darin Platz zu nehmen, kein Nebenbehältniß war vorhanden, wo die männliche Begleitung in der Nähe ihrer Herrschaft hätte bleiben können. Sie mußte sich mit dem Vorhof begnügen. Die Gräfin beschloß daher, mit ihrer Tochter und der Kammerzofe die Nacht zu durchwachen.

Nach einem mit beklommenem Herzen eingenommenen Abendessen, das sie aus eigenen Mitteln bestreiten mußten, weil das elende Wirthshaus mit nichts versehen war, suchten sie durch Unterhaltung alle Schauer der völlig eingebrochenen Nacht zu vermindern. Selbst die Erinnerung an Unangenehmes bietet uns Wonne. So auch hier. Sie erinnerten sich mit abwechselnder Freude und Wehmuth mancher Scene, ihrer Flucht aus dem Vaterlande, ihres Aufenthalts in Petersburg, ihrer Rückreise — und manche liebliche Hoffnung der Zukunft erheiterte die demungeachtet noch heimlich Beängstigten. Schon war es eilf Uhr. Ein heulender Wind pfiff durch die Spalten des, nach dortiger Art von über einander gelegten und mit Moos verstopften Balken erbauten Hauses, und der Regen traf mit gewaltigen Schlägen die niedern Fenster. Das Licht brannte düster und an den Wänden schienen Irrgebilde ihr Wesen zu treiben. Doch bald wich die Einbildungskraft der Wirklichkeit. Ein heftiger Schlag an die Pforte

des Hauses schreckte alle plötzlich auf. Mit mürrischem Unwillen bequemte sich der Wirth, dem ungestüm Pochenden zu öffnen. Ein junger Offizier von edlem Ansehen, in Uniform und mit Orden geschmückt, die durch den geöffneten Mantel hervorblitzten, trat schnell und etwas verstört in das zunächst gelegene Zimmer der aufgeschreckten Damen und entschuldigte sich mit gewandter Höflichkeit. Er führte Pistolen und Säbel. Die Unterhaltung ward bald angeknüpft.

Es war der Oberst von W***tz, der, zwar ein Pole, doch schon früher russische Dienste genommen, und mit unerschütterlicher Redlichkeit und seinem Eide getreu, dem kaiserlichen Zuge für die allgemeine Sache sich angeschlossen, Auszeichnung und Belohnung seiner Verdienste wie den Beyfall des Monarchen erworben hatte. In der Nähe seiner Heimath wollte er seinen Vater — der zwar nicht wie er gesinnt, doch seinem kindlichen Herzen theuer war — besuchen, und entfernte sich, nach erhaltenem Urlaube, eine Zeitlang von der Armee. Auch er hatte, um zu dem in der Nähe befindlichen Gute seines Vaters zu gelangen, in Begleitung eines Bedienten, zu Pferde durch diesen Wald reisen müßen, war in der Dunkelheit auf Irrwege gerathen, von Räubern überfallen und sein Diener erschossen worden; er selbst entkam bey diesem verzweifelten Handgemenge unter dem Schutze der Nacht durch die Flucht. Pferde und Gepäck waren

geraubt. Er flüchtete zu Fuße auf ungewissen Waldwegen, bis ihn der Schimmer des nur noch in der Gräfin Zimmer brennenden Lichtes zu dieser Hütte führte.

Indem die Gräfinnen ihm die herzlichste Theilnahme bezeugten und sich bemühten, die Schrecken der überstandenen Gefahr aus seinem Gedächtnisse zu verbannen, mußten sie es sich doch gestehen, daß die Ankunft des jungen, heldenmüthigen Mannes ihnen nicht unlieb und in ihrer eignen gedrängten Lage von großem Werthe war. Doch verbot der Wohlstand das nächtliche Beysammenbleiben, und der Offizier mußte sich auf den Boden des Hauses begeben, denn ungeachtet des Entschlusses der Damen, die Nacht zu durchwachen, schien der sich nähernde Schlaf doch seine Rechte geltend machen zu wollen. Der Offizier empfahl sich und gelobte den Damen, in der Frühe des Tages sie weiter zu geleiten. Man schied ziemlich beruhigt. Eine Leiter, auf einer Fallthüre des Bodens angelegt, führte den durch Anstrengung und Lebensgefahr ermatteten Jüngling zu seinem Lager. Vorsichtig geworden durch den bereits überstandenen Schreck, lud er jedoch seine Pistolen und legte den scharf geschliffenen Säbel sich zur Seite, indem er zugleich die Fallthüre von innen verriegelte und das Licht brennen ließ. Ein elendes Lager nahm ihn auf; doch entschlummerte er sogleich und sank in einen festen Schlaf. Unruhige, beängstigte Träume

umgaukelten seine Phantasie. So mochten einige Stunden vergangen seyn, als ein starkes Getöse und lautes Wehklagen sein Ohr traf. Er erwachte. Die Beängstigungen des Traumes hatten sich zu schaudervoller Wirklichkeit bestättigt. Räuber waren unter dem Beystande des mit ihnen einverstandenen Wirthes eingedrungen. Plötzlich war Alles überfallen worden. Die Gräfin, ihre Tochter, die Kammerfrau, die Dienerschaft lagen in ihrem Blute. Ein leises Wimmern bezeichnete nur noch den Hingang der unschuldig Gemordeten. Die Spalten zwischen den Balken des Bodens überzeugten den Erwachten von diesen Gräueln. Nur er, das letzte Opfer ihrer Bosheiten, war noch übrig. Der Mörderhaufe erwähnte eines ihm entkommenen Offiziers, als der niederträchtige Wirth sogleich anzeigte, daß das entwischte Vögelchen bey ihm eingeflogen sey und auf dem Boden des Hauses in tiefem Schlafe liege. Lachend weihte man ihn dem Tode und schickte sich an, auch dieses Opfer in Empfang zu nehmen. Seinen Muth kannte man noch von der Zusammenkunft im Walde, wo er nur der Uebermacht gewichen war. Auch ihn im Schlafe zu morden, schien hier am zweckmäßigsten. Leise schlich einer die Leiter hinan, im Begriff die Fallthüre aufzumachen; sie war aber von innen verriegelt. In diesem Augenblicke streckte ein Schuß durch die kleine Oeffnung derselben den Angreiffer zu Boden. Man sah nun, daß der Offizier nicht schlief, vielmehr auf einen Ueberfall vorbereitet

war. Einen zweyten Räuber traf das nämliche Schicksal. Da äußerte der Anführer voller Wuth, daß er diesem bald ein Ende machen und die Thüre öffnen wolle. Mit seiner rechten Hand fuhr er in die in der Thüre befindliche Oeffnung hinein, um den Riegel von innen zurück zu schieben. Aber durch einen muthigen Säbelhieb des Verzweifelnden war die Hand von dem Körper getrennt, der durch den heftigen Schmerz das Uebergewicht verlor und taumelnd zurückstürzte. Der Anführer ward ohnmächtig davon getragen und dem Verwegenen tausendfaches Verderben geschworen. Doch änderte sich in diesem Augenblick die Scene. Der Tag dämmerte. Wagen und Stimmen näherten sich. Die Räuber flohen mit ihrer Beute und verödet und stille ward die schaudervolle Mordgrube. Die abgehauene Hand lag am Boden. Mit dem Gefühle eines seltsamen Schmerzes ergriff der Offizier unwillkührlich dieselbe und bemerkte an ihr, zu seinem nicht geringen Schrecken, den glänzenden Siegelring seiner Familie. Tausend Zweifel drängten sich ihm auf, wie dieser an die Hand eines Räubers komme. Furcht und Ungewißheit über das Schicksal der Seinigen bestürmten ihn wechselweis. Er mußte in jedem Falle geraubt seyn. Zu der eigenen Gefahr, in der er noch zu schweben glaubte, gesellten sich noch diese traurigen Vermuthungen, doch steckte er den Ring an seinen Finger und harrte so auf den Ausgang der Sache, indem er dabey, wie ein guter Soldat, seinen Posten nicht verließ

und mit wiedergeladenen Pistolen und gezogenem Säbel den Eingang zum Boden bewachte. Jetzt hielten die Wagen. Eine Menge Stimmen durchkreuzten sich. Zu seiner nicht geringen Freude bemerkte er, daß ein Detaschement russischen Militärs mit Bagagenwägen eingetroffen war. Ihr Weg führte sie durch diese Gegend ihrer Bestimmung entgegen. Froh begrüßte der Beängstigte in ihnen seine Retter. Er nannte dem commandirenden Offizier seinen Namen und Stand, und unterrichtete ihn von der überstandenen Schreckensnacht. Das angerichtete Blutbad erregte Schaudern in der Brust selbst des rohen Kiegers. Das innigste Mitleid ward aber der jungen gemordeten Gräfin gezollt. Der Oberst drückte einen Kuß auf die leblose Hand und schwur, ihren Tod zu rächen. Dann gab er Ordre zur Bestattung der Ermordeten, und erbat sich von dem Offizier ein Pferd und eine sichere Begleitung bis zu dem Gute seines Vaters, um von dort aus die Sache näher zu untersuchen und der Polizeybehörde diesen Vorfall anzuzeigen.

Lange war er abwesend gewesen. Lorbeern hatte er im Dienste Alexanders eingeändert, die er jetzt seinen Eltern zu Füßen legen wollte. Schon sah er sich in den heimathlichen Gränzen. Alle Freuden einer seligen Jugend drängten sich wohlthuend seiner Erinnerung auf und ließen ihn die Schreckensnacht augenblicklich vergessen. Jedem Baum, jedem Strauche, jeder Hütte, jedem Wan-

derer rief er ein Willkommen zu. In seinen Blicken malten sich schaudervolle Erinnerung und frohe Hoffnung. So nahm ihn der Schloßhof auf. Doch seine Erwartungen sanken. Die Diener und Untergebenen erkannten ihn zwar gleich wieder, nahmen ihn aber nicht mit der Freude und Ueberraschung auf, die er sich von ihnen versprach. Zurückgezogenheit und Stille herrschten in diesen Mauern. Nur ein alter, ihm stets ergebener Diener stand ihm Rede. Seine theure Mutter war gestorben, seine Geschwistern hatten sich verheirathet und zerstreut, und dem Vater war er — unwillkommen. Denn dieser war gefährlich krank und für niemand zu sprechen. Demungeachtet wollte der Sohn nach so langer Trennung zu ihm — ward aber nicht vorgelassen. Ein unerklärbares Gefühl ergriff ihn — seiner selbst nicht mehr mächtig, bahnte er sich mit gezogenem Säbel den Weg zu den hintersten Gemächern seines Vaters. Hier lag dieser, ein Bild des Todes, im Bette und scheute sich, den Blicken des vor ihm knieenden Sohnes zu begegnen. Noch immer schwieg er und schien die Freude des Wiedersehens auch nicht im Entferntesten zu theilen. Von hohem Gefühl ergriffen stürzt der Sohn sich über ihn hin, um auch in des Vaters Brust gleiche Empfindungen rege zu machen; — ein Schrey des Schmerzes ist die Erwiederung. Er stutzt — untersucht die Ursache und findet, daß er des Vaters rechten, in einer Binde hängenden Arm durch seinen Druck verletzt habe. Er will die Quelle des

Schmerzes näher erspüren und erblickt den Arm — ohne Hand. Sein Vater schweigt und liegt vernichtet in seiner Verworfenheit, als der vom Entsetzen ergriffene Sohn ihm den Ring zeigt und, den Zusammenhang der Schreckensnacht ahnend, ihn fragt, ob er vielleicht errathen, wie der Ring in seine Hände komme. Todesbläße überzieht des Alten Wangen; er erkennt in dem Sohn den kühnen Fremdling der letzten Nacht. Er sieht sich, als Anführer einer Räuberbande, entlarvt, und schäumt in ohnmächtiger Wuth. Er kennt die unbestechbare Redlichkeit des Sohnes. Ein Versuch, ihn zu tödten, mißlingt. Er wird übermannt und — gesteht. Weinend flieht der Sohn die Hallen der Väter, den frohen Aufenthalt seiner Jugend. Das ihm zur Begleitung mitgegebene Commando besetzt das Schloß. Er selbst aber zeigt den Vorfall der nächsten Behörde an, eilt ins Getümmel des Krieges zurück und findet in der Völkerschlacht bey Leipzig seinen Tod, den er geflissentlich suchte.

Der Vater entging der gerechten Strafe nicht. Die Sache wurde streng untersucht und — eine Greuelthat reihte sich an die andre. Seine Güter wurden eingezogen, der Adel ihm genommen, und nach den gewöhnlichen Züchtigungen Siberien ihm zum immerwährenden Wohnplatz angewiesen.

XXVII.

Abschiedsgruß des Herrn v. Kotzebue. *)

O hütet Euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben! wenn von meinen Tagen
Der Letzte wird entschwunden seyn.
Auch wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müsset ihr durch keine Zähre,
Des Freygelass'nen Grab entweih'n.
Doch gleich dem holden Morgensterne
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Der neuen Freystadt Wiederschein.
Nach ihr erhebet Eure Blicke
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft. Ein sanfter Druck

*) Nach dessen Tode in seiner Rocktasche gefunden.

Der Hand, die oft ans Herz Euch preßte,
Liebkose meine kalten Reste;
Und wollt Ihr meinen Tod begeh'n,
So weiht den Tag zum Freudenfeste,
Und widmet es dem Wiedersehn.
Nur sucht mich nicht in meinem Grabe,
Nein, mein Gedächtniß-Tempel sey —
Die Halle, wo ich sorgenfrey
Mich oft mit Euch gefreuet habe.
Hier feyert den Agapen gleich
Ein heiters Bundesmahl im Stillen,
Und löst des Vaters letzen Willen —
„Seyd tugendhaft und liebet Euch!"

XXVIII.

Fürst Lobkowitz.

Ein biographisches Fragment.

Wenzel Eusebius, Fürst von Lobkowitz, der Erste seines Geschlechts mit dem Fürstenhut, war, als geistvoller Gesellschafter, gewandter Hof- und brauchbarer Geschäftsmann, der Liebling des Kaiserhauses. Ferdinand *III.* erhob ihn zum Hofkriegsraths-Präsidenten, General-Feldwachtmeister und geheimen Rathe; Leopold *I.* zum Gesandten bey der Kaiserwahl, zum Oberhofmeister, endlich (1665) zum obersten Hauptmann in Schlesien, und doch — sank dieser so hoch Gehobene herab bis zum Verwiesenen und starb auch im Exil, weil er — seiner satyrischen Zunge nicht immer Zaum und Gebiß anzulegen wußte.

Glücklich in witzigen, besonders beissenden Einfällen, unterdrückte er keinen derselben, wenn auch

Ehre und Leben auf dem Spiele stand. — Die stolze Einbildung, für einen der feinsten Köpfe zu gelten, machte ihn blind gegen die Gefahren, denen er sich, durch ungezügelten Spott unter Hofkreaturen natürlich aussetzen mußte. Selbst an Personen des Kaiserhauses übte er den Stachel des Witzes; was Wunder, wenn Rache und Neid ihn endlich in die Grube stürzten, die er auf solche Art sich selbst gegraben hatte.

Die nächste Veranlassung zu seinem längst gewünschten und vorbereiteten Falle gab Politik den Ausschlag, beleidigte weibliche Eitelkeit.

Holland, von Ludwig *XIV.* mit Krieg bedroht, suchte Hülfe in Wien und fand auch Gehör. Nur Lobkowitz, bekannt mit den Schwächen der östreichischen Kriegs- und Finanzverfassung, auch durch den Erfolg bereits belehrt von Frankreichs Uebermacht in den Waffen, widersetzte sich als Patriot einem Kriege, in welchem er kein Heil für sein Vaterland sah. Deßhalb war denn auch der Bischof von Straßburg, Fürst von Fürstenberg, sein Schützling, der als französischer Minister auf dem zur Sühne niedergesetzten Kongresse zu Cölln (1674) erschienen, als Reichs-Verräther aber, weil er, ein östreichischer und Reichs-Vasall, gegen den Kaiser arbeitete, im Stillen aufgehoben und nach Wienerisch Neustadt geschafft worden war. Ein

geheimer Rath von vier Ministern, unter Vorsitz des Monarchen selbst, sprach diesem Prinzen den Kopf ab. Im Stillen sollte er enthauptet, das Urtheil aber nebst Gründen erst nach der Vollziehung bekannt gemacht werden.

Fürst Lobkowitz saß mit unter den verurtheilenden Ministern, stimmte aber, aus völkerrechtlichen sowohl, als aus politischen Gründen, aufs Lebhafteste gegen das Todesurtheil, welches er endlich, überstimmt, gegen seine Ueberzeugung nur mit dem höchsten Widerwillen unterschrieb. Niemand außer den Gliedern jenes geheimen Rathes wußte um demselben, letztern aber war die strengste Verschwiegenheit aufgelegt — und doch hatte, schon am Tage der Verurtheilung, Kenntniß davon der päbstliche Nuntius, welcher sogleich den Kaiser mit Gegenvorstellungen bestürmte und ihn sogar mit der ganzen Fülle des Römischen Zorns bedrohte, wenn er das Leben eines Fürsten antaste, der, als Bischof unmittelbar unter dem Pabste stehe.

Fürstenberg ward dadurch gerettet und sein Todesurtheil in Gefängniß verwandelt, das bis zum Nimweger Frieden dauerte; auf den edlen Lobkowitz aber fiel der Verdacht des Ausplauderns. Denn, wer anders als er, der gegen das Urtheil gestimmt hatte, konnte dem Nuntius es verrathen haben. — So meynten seine Feinde,

innig sich freuend, Stoff zum Sturz eines Mannes gefunden zu haben, der ihnen längst ein Dorn im Auge war, so urtheilte aber auch selbst der Kaiser, obschon es nicht unmöglich, ja sogar nicht unwahrscheinlich war, daß er selbst, durch zu große Offenheit gegen seinen Beichtvater, den Pater Emmerich, den Verrath des Geheimnisses veranlaßt hatte.

Doch ein Beichtvater konnte natürlich nicht plaudern? — Der Verdacht blieb also auf Lobkowitz und mehrte sich durch dessen unvorsichtige Reden sowohl als Schreiben, bitter tadelnd Oestreichs Schritte gegen Frankreich. Wie man ihm aber das Verrathen des Fürstenbergischen Todesurtheil zutraute, so maß man ihm nun auch allen Verrath der östreichischen Staatsgeheimnisse, Frankreich betreffend, bey, so daß mehrere teutsche Gesandte gerade zu erklärten: Ihre Höfe könnten dem Kaiser kein Vertrauen schenken, so lange Lobkowitz Theil an den Geschäften habe.

Um letztern so schnell als möglich zu stürzen, verhaftete und folterte man seinen vertrautesten Secretair Ferri, welchem aber selbst des Henkers Fäuste nicht einen Laut des Verdachts gegen seinen Herrn abzuzwingen vermochten.

War nun gleich auf solchem barbarischen Wege nicht zum Ziele zu gelangen, so hoffte man doch

wenigstens, Lobkowitz werde, aus Verdruß darüber, freywillig den Hof und seine Stellen verlassen. Allein dazu ließ er sich, wie der schwedische Gesandte in Wien, der berühmte Esajas von Pufendorf, seinem Hofe berichtete (den 27sten März 1675), „durchaus nicht bereden, sondern blieb entschlossen, den Ausgang abzuwarten, in der unbezweifelten Hoffnung, es werde dem Kaiser, welcher seine Treue in vielen wichtigen Dingen und absonderlich bey der Wahl zu Frankfurt, genugsam probirt hatte, an Beständigkeit nicht mangeln, ihn gegen seine Angeber zu vertheidigen und wenigstens zur Verantwortung kommen zu lassen. Wie sehr er sich aber in seiner Rechnung betrogen, hat die Erfahrung gelehrt."

Die Mine gegen Lobkowitz war nun einmal gelegt — springen mußte sie endlich doch — sie sprang auch bald — und zwar — durch die Kaiserin selbst.

Als Kaiser Leopold 1673 Wittwer geworden, schritt er, aus mancherley wichtigen Gründen, schnell zu einer neuen Wahl. Diese aber schwankte zwischen einer Pfälzischen Prinzessin und seiner Cousine Claudia Felicitas, Tochter des Erzherzogs Ferdinand Carl zu Innspruk. Uebrigens waren dem Kaiser noch mehrere Prinzessinnen vorgeschlagen. Die Portraits Aller schmückten sein Zimmer.

In dieser, wenn auch nicht unbedingt schönen, doch interessanten Bildergallerie, fragte einst Leopold Lobkowitz um Rath: welche Prinzessin er wählen solle? sagte ihm aber von keinem der Gemälde den Namen. Der Fürst rieth zur Pfälzischen Prinzessin und gieng an dem Portrait der Innsprukischen mit einigen freyen — man will wissen: höchst bittern Bemerkungen vorüber.

Als ihm endlich der Kaiser die Namen der Gemälde nannte, blieb er nicht nur bey seinem Urtheil, sondern verstärkte es sogar noch durch politische Gründe, und doch — ward Claudia Felicitas schon 1674 — gerade zu der Zeit, als Lobkowitz in obengemerktem Verdacht stand — die Gemahlin des Kaisers, und lebte, wie Moser sagt, „just so lange, um zwey Töchter auf die Welt und einen braven Mann ins Unglück zu bringen.“

Wie konnte sie aber auch einem Hofmanne wohlwollen, der durch satyrische Bemerkungen über ihre Figur nicht nur ihre Eitelkeit beleidigt, sondern ihr auch den Weg zum Throne zu verkümmern gesucht hatte. — Der Kaiser selbst, sagt Pufendorf, war gegen Lobkowitz erbittert: quod de Oeripontana virgine haud satis reverenter locutus fuerat (weil er von der Pfalz-Zweibrückischen Prinzessin nicht eben aufs Ehrerbietigste gesprochen

hatte). Was Wunder, wenn es der jungen erbitterten Gemahlin des Kaisers sehr leicht ward, einen Fürsten zu stürzen, der ohne dieß dem Monarchen längst verdächtig gemacht worden war.

Den 16ten Oct. 1674 berief der Kaiser den Fürsten v. Schwarzenberg, die Grafen Lamberg, Montecuculi und Zinzendorf, den Hofkanzler Hocher und den Secretär Abele, zu einer geheimen Conferenz, die bis um Mitternacht dauerte und einzig Lobkowitzens Sturz zum Zweck hatte. Denn als dieser den Tag darauf wie gewöhnlich in den geheimen Rath kam, überreichte ihm der Hofkanzler im Namen des Kaisers folgendes Kabinets-Dekret:

„Es wird dem Lobkowitz auferlegt, nachdem „er seiner Ehren und Würden entsetzt, innerhalb „drey Tagen sich vom Hofe und aus der Stadt zu „machen, zu Staudnitz in Böhmen auf seinem Gute „als ein Exulant sich aufzuhalten, und von da sich „nicht wieder wegzubegeben, noch mit einem Men„schen Briefe zu verwechseln. Die Ursache des„sen soll er zu wissen nicht begehren. — „Würde er sich aber nicht gehorsam erzeigen, so „soll er gar seines Lebens und seiner Güter ver„lustig seyn.“

Beschuldigungen, die bis heute noch nicht klar, wenigstens nicht erwiesen sind, zogen ihm, ohne

die mindeste Untersuchung, diese harte Sentenz zu, mit welcher zugleich ihm der Orden des goldnen Vliesses abgenommen und die Confiscation seiner Güter angekündigt war. Der edle, geistvolle Lobkowitz, nicht im mindesten gebeugt durch einen Spruch, auf welchen wohl mit Recht das Biblische; Unbegreiflich, Herr! sind deine Gerichte, und Niemand darf fragen; was machst du? — sich anwenden ließ, ging frohen Muthes in sein Exil, wohin man ihn in einer schlechten Calesche, unter Dragoner-Escorte, abführte. In Böhmen ward er dem Statthalter, Grafen Martiniz, übergeben mit dem Befehl, ihn streng zu bewachen und nicht die mindeste Correspondenz ihm zu erlauben.

Ueber die Ursachen seines Falles trug man sich in Wien mit den widersprechendsten Gerüchten. Bald sollte er verdächtige Correspondenz mit Frankreich geführt, bald, als Blutsverwandter der Familie Serini, mit den Rebellen in Ungarn „unter einem Hute gespielt haben" ꝛc. ꝛc. Auf die eigentliche, entfernt und verdeckt liegende Ursache aber, den Zorn der Kaiserin, die er im Bilde beleidigt, den Haß der Hofleute, die er durch Spott gegen sich aufgebracht — den Neid derer, die er in Ehrenstellen übersprungen hatte — rieth Niemand.

Gewiß ist's, sagt Rink im Leben Leopolds, daß ihn Viele für schuldig erkannten, angesehen

ihm auch Viele, denen er sich mit seiner allzufreyen raillerie verhaßt gemacht, in die Haare wollten. —

Der obengenannte schwedische Minister Esajas von Pufendorf giebt dieselben bereits bemerkten Umstände als die Ursachen seines Falles an, und spricht sich übrigens, in seiner Relation an den Staatsrath zu Stockholm, also über Lobkowitz aus:

„Es ist übrigens der Fürst von Lobkowitz vir magni et acutissimi ingenii; aber, wenn ich es ihm ohne Scheu sagen soll, non sine mixtura dementiæ, hat auch durch seine wunderliche Conversation und ungewöhnlichen modum agendi, bey denen, so ihn recht kannten, sich den Namen eines Phanthasten zu Wege gebracht. Er trauet sich dabey allzuviel zu, und, indem er auf seine Erfahrung pochet, verachtet er Andere neben sich, machet sich auch nichts daraus, Andere ohne Noth zu offendiren, deßwegen er auch nachgehends nicht viel Freunde gefunden und wenig beklaget worden."

Wahrscheinlich spielte bey Lobkowitzens Sturz die Geistlichkeit keine unbedeutende Rolle, denn

auch diese hatte er sich durch Stachelwitz zu Feinden gemacht, besonders die Jesuiten.

Letztere baten einst den Kaiser um ein Stück Landes und erhielten es; wogegen Lobkowitz, als gegen eine Schmälerung der Domainen, so lange eiferte, bis der Kaiser sein Wort zurückzog und dem Fürsten die Ausgleichung der Sache überließ. Dieser aber that sie kurz, aber nicht gut, mit einem witzigen Einfalle ab, der natürlich nur kränkendes, nicht aber statistisches Gewicht haben konnte. Er verwies nämlich die ehrwürdigen Väter, welche die Schenkungs-Urkunde abholen wollten, auf die Ueberschrift des Cruzifixes, worin sie ihren Bescheid lesen würden. Jesus Nazarenus Rex Judæorum — so lasen die Jesuiten. — Der Fürst aber sagte, sie könnten nicht recht lesen, es heiße: Jam Nihil Reportabant Jesuitæ. — Und damit entließ er die ehrwürdigen Väter, wie sie gekommen waren, ohne die Schenkungs-Urkunde.

Auf ähnliche Art machte er sich auch beym Wiener Magistrate verhaßt. Diesem hatte er nämlich mehrmals Klagen zukommen lassen über die Unsauberkeit der Straßen in der Residenz, aber immer vergebens. Endlich beschied er den regierenden Bürgermeister selbst zu sich, und zwar an einem der regnerischten Tage, gab aber, als er kam, dringende Geschäfte vor, die ihn auszufahren

nöthigten, und hieß ihn mit in den Wagen steigen. Der Kutscher, im Stillen schon befehligt, in die kothigste Straße zu fahren und im tiefsten Kothe still zu halten, thut, wie ihm geheissen.

Hier, sagte nun Lobkowitz, wird der Herr Bürgermeister absteigen müssen, weil mir eben Geschäfte beyfallen, die mich in eine andere Stadtgegend rufen. — Der Bürgermeister wollte zwar herzlich gern Folge leisten, denn die Unterhaltung im Wagen hatte nicht eben die angenehmste Wendung genommen; allein der Koth war auch gar zu arg — er aber in Staatskleidern und seidnen Strümpfen — hier auszusteigen, dacht' er, könne ihm doch der Fürst nicht zumuthen. Er bat also den Kutscher, nur einige Schritte weiter zu fahren. Da sagte aber ganz trocken der Fürst: Herr Bürgermeister! die Gassen dependiren von seiner Ansicht, also werden Sie sich gegen ihren Vorgesetzten wohl nicht übel verhalten — und — der Herr Bürgermeister mußte, mit seidenen Strümpfen nolens volens, in den Koth, da er am dicksten war. — Das Mittel half, „denn die Füße erinnerten den Kopf“ — die Unsauberkeit der Straßen verschwand — wenigstens auf einige Zeit.

Wenn aber auf solche Art ein Hof- und Staatsmann, wie Lobkowitz, die Regentin

selbst, den Hof, die Geistlichkeit und den Rath gegen sich aufbrachte, wie mochte der wohl stehen und nicht fallen!!! „Seine Bonsmots, (sagt Rink im Leben Leopolds, S. 718) werden noch auf diese Stunde an dem kaiserlichen Hofe täglich repetiret und keines ist, welches nicht etwas spirituelles begreifet, obgleich manchmal dabey die Natur ohne Kleidung erscheint.“ — Der spanische Ambassadeur aber Johann Sagredo schildert ihn also: Princeps de Lobkowitz, qui hoc tempore supremi Aulæ Magistri munere fungitur, capax est et satis idoneus, qui discernat, quid aulæ noceat, quid prosit; *sed dum rebus maxime seriis ubique jocos inspergit et gravioribus negotiis intempestivas facetias immiscet*, vix quieqam decernit, exteros parum diligit, nec tamen etiam se ipsum sine rivali amat. Uebrigens verließ den edlen Lobkowitz selbst im Exil seine gute Laune nicht; ja sie sprach sich sogar in der Einrichtung seines Zimmers aus. Die eine Hälfte desselben war nämlich aufs prunkvollste, ganz im Hofgeschmack, dekorirt, die andere stellte das Innere einer schlichten Bauernhütte dar. „So, sagte er zu Freunden, die ihn besuchten, könne er am besten der Vorzeit und Gegenwart, seines ehemaligen und jetzigen Zustandes sich erinnern. —

Auch die Grabschrift, welche er als Exulant

sich fertigte, verrieth jene Stimmung, und endigte nach einem kurzen Abrisse seiner Biographie also:

„Ich war
Graf — Fürst — Herzog —
bin
Staub — Schatten — Nichts —
Erwägt es, ihr Großen, denn klein ist der Raum,
Der Tod und Leben trennt:
Erwäg' es auch du, o Wanderer!
Wünsche mir Ruhe und geh von dannen."

Wenn Lobkowitz, wie es nicht unwahrscheinlich ist, bey seiner Abführung nach Böhmen, des tröstlichen Glaubens lebte, daß die Zeit des Exils nicht ewig dauern werde, so mußte jener Glaube natürlich wachsen, als, kaum zwey Jahre nach seinem Falle, die Haupturheberin desselben, die Kaiserin Klaudia starb, und acht Monate nachher schon die von ihm, auf Kosten derselben, gepriesene pfälzische Prinzessin dem Kaiser angetraut ward. Allein Lobkowitz überlebte diese für ihn so vortheilhafte Veränderung der Dinge nicht lange. Er starb den 24sten April 1677, im 69sten Jahre und zwar, wie man glaubt, wie auch selbst ein gleichzeitiger Schriftsteller, (der Marquis Rochefort in seinen Memoiren, S. 303) sagt — vergiftet. —

Die neue Kaiserin suchte endlich an der Wittwe und Kindern das dem Vater angethane Unrecht wieder gut zu machen, ja der Kaiser selbst bot dazu die Hand, indem er der Familie die konfiscirten Güter wieder gab und den ältesten Sohn zu den höchsten Hofämtern beförderte — allein, auch die höchste Gnade weckt doch Verblichene nicht auf.

XXIX.

Das verheerte Dörfchen.

Welcher Unhold hat den Frieden
Von den Göttern dir beschieden,
Armes Dörfchen! so zerstört?
Blieb er taub zu deinen Bitten,
Als er ach! die stillen Hütten,
Ach! die schöne Flur verheert?

Sah er fühllos deinen Müttern
Thränen von der Wange zittern
Auf den Säugling ihrer Brust?
Selbst das flehende Gewimmer
Holder Unschuld — konnt' es nimmer
Dämpfen seine wilde Lust?

Oedes Dörfchen! dich bedauert
Düstern Scheins der Mond ... wie schauert
Todesröcheln um dich her!

Ach! des Frieden schöne Sonne,
Ein Jahrhundert deine Wonne —
Lächelt, Dörfchen dir nicht mehr!

Doch zu jenen lichten Fernen
Blicke hoffend! ob den Sternen
Lebt der Guten treuer Freund!
Der den Stürmen ruft hienieden,
Winkt dem Bogen auch, so Frieden
Durch zerrissene Wolken scheint!

J. H. Freyherr v. Wessenberg.

XXX.

Fürst Alexander Berthier.

Der verstorbene Marschall Berthier, Fürst von Wagram, und vormals Fürst von Neuenburg, ist einer der merkwürdigsten Männer gewesen, die sich auf der großen Kriegslaufbahn auszeichneten. Die wichtigsten Eigenschaften eines Heerführers waren ihm eigenthümlich; der ruhige Geist, der tapfere Muth, die richtige, durch eine vortreffliche Erziehung gebildete, und eine lange, vielleicht die umfassendste und manigfaltigste Erfahrung, welche ein Krieger besitzen kann, geschärfte Urtheilskraft. Er hat während eines halben Jahrhunderts die Waffen getragen, in allen vier Welttheilen Krieg geführt und zwey und dreißig Feldzüge eröffnet und beschlossen. —

Nach vollendeten Schulstudien und nachdem er in den mathematischen Wissenschaften sich gründliche Kenntnisse erworben hatte, bildete er sich vollends unter den Augen seines Vaters, eines vorma-

ligen Kriegsfeldmessers, welcher um die Gründung der reichen Sammlung des Dépôt de la guerre vieles Verdienst besaß, zum geschickten Staabsoffizier. Er zeichnete sich durch die Genauigkeit und Behendigkeit seiner Arbeiten im Felde, so wie durch die Reinheit und Nettigkeit seiner Zeichnungen aus. Der verewigte König bekanntlich, der sie mit eben so viel Geschmack als Einsicht beurtheilte, erwies dem jungen Offizier die Ehre, ihn für die Verfertigung der schönen Jagdkarte zu gebrauchen, deren Entwurf, von des Königs eigener Hand berichtigt, ein Vorbild liefert, das seither in allen europäischen Staaten nachgeahmt und nirgends übertroffen ward.

Der Fürst von Lambese wünschte den jungen Berthier in sein lothringisches Dragoner-Regiment aufzunehmen, das damals die beste in Europa vorhandene Reiterschule war; diesem günstigen Umstande verdankte er den für einen Krieger so wichtigen Vortheil, mit Pferd und Waffen behend und kräftig umzugehen. Seinen ersten Feldzug machte er in Amerika, im Generalstaabe der durch den Grafen von Rochambeau kommandirten Armee; er zeichnete sich beym Seegefecht von Chesapeack, so wie bey der Rekognoscirung von Newyork aus, wo er mit dem Grafen Charles de Damas, welchem das Pferd unter dem Leibe todt geschossen ward, den Obergeneral escortirte, und beym Zusammenstoß mit einem brittischen Streifcorps den Drago-

ner, welcher dem Haufen zunächst kam, tödtete und Mehrere gefangen nahm. Dieß waren seine ersten Waffenthaten in diesem Kriege, worin er sich durch Thätigkeit, Muth und Talent den Ruf bildete, welcher sich von da an ununterbrochen bewährt hat.

Er befand sich im Generalstaab des Baron von Viomenil, bey einem gegen Jamaica gerichteten Unternehmen, das durch den für Frankreich glorreichen Frieden von 1783 unterbrochen ward. Diese Reisen und Seefahrten vermehrten gleichmäßig seine Kenntniße und seine Wißbegierde. Als Oberoffizier im Generalstaab des Marschalls von Segur hat er die Muße des Friedens auf verschiedene militärische Arbeiten verwendet und die taktischen Schulen besucht, in denen Ludwig XVI., nach manchen unbefriedigenden Versuchen, seine Verordnungen über Bildung und Schwenkung der Truppen beyder Waffen, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit hob.

Der Oberst Berthier machte in den Feldlagern des Königs von Preußen Besuche, und ward bey Errichtung des Lagers von St. Omer unter den Befehlen des Prinzen von Condé angestellt; im Jahr 1789 war er unter dem von Bezenval, Haupt des Generalstaabs, bis zur Auflösung der in der Nähe von Paris aufgestellten Armee.

Während der ersten Revolutionsstürme hat er sich in der ihm übertragenen Befehlshaberstelle der

Nationalgarde von Versailles gegen die Angriffe wüthender Demagogen erhalten und öftere Proben seines festen Charakters und seiner treuen Anhänglichkeit an den König gegeben.

In der unglücklichen Schreckenszeit, die mit der Kriegserkärung ihren Anfang nahm, verfügte sich der General Berthier zur Armee, wo er Anfangs unter Lafayette, und nachher unter Lukner, Haupt des Generalstaabs gewesen ist. Von da an hat er die fanzösischen Fahnen nicht mehr verlassen.

Während der fünf ersten Feldzüge focht er auf allen Gränzen, und war, vieler glänzenden Kriegsthaten ungeachtet, so glücklich, unberühmt zu bleiben in jenem Zeitraum, wo Talente und früher geleistete Dienste Verfolgung und Aechtung nach sich zogen. Der General Bonaparte (und es war dieß unter den Geschenken, die sein Glücksstern ihm zuwandte, nicht das kleinste) als er im Merz 1796 den Oberbefehl der italienischen Armee übernahm, traf daselbst den General Berthier an und wählte sich ihn zum Waffengefährten und zum Hauptwerkzeuge seiner Kriegsthaten.

Neunzehn Jahre durch, welche sechszehn Feldzüge begreiffen, die fast alle doppelt Sommer und Winter dauerten, ist die Lebensgeschichte des Marschalls Berthier von Bonaparts Kriegen verschlungen, und von den auf sie Bezug habenden Arbei-

ten, deren Ausführung er in allen Einzelnheiten, im Cabinet und im Feld, ununterbrochen geleitet hat. Mit diesen von Tag zu Tag verwickelter werdenden mühevollen Arbeiten ausschließlich beschäftigt, blieb er allen politischen Umtrieben und Ränken jederzeit fremd; seine unermüdliche Thätigkeit schien mit dem Feuergeiste zu wetteifern, in dessen Kreis er gleichsam gebannt war; er arbeitete mit bewundernswerther Ordnung, faßte mit Schnelligkeit und Scharfblick auf, was nur angedeutet und in allgemeinen Aufträgen ausgesprochen war, und ertheilte hernach die mit Vorsicht, klar und bestimmt abgefaßten Vollziehungsbefehle. Verschwiegen, undurchforschlich und bescheiden, suchte er nie sich geltend zu machen; genau, gerecht und auch sogar streng in Allem, was auf den Dienst Bezug hatte, gab er hinwieder jederzeit das eigene Beyspiel von Pflichteifer und Wachsamkeit. Mit hohem Ernst hielt er auf gute Mannszucht und gegen seine Untergeordneten, welchen Rang und Grad solche auch haben mochten, hat er das Ansehen der ihm übertragenen Stelle jederzeit zu behaupten gewußt.

Weil der General Berthier nie den Oberbefehl einer Armee führte, außer jenem der Reservearmee unter den Augen des ersten Consuls, so wird sein Name vielleicht in der Geschichte weniger genannt, als mehrere Generale unter seinen Waffengefährten, deren Namen an große Ereignisse geknüpft oder durch Siege berühmt sind, die man ihnen allein,

und mit Recht zuschreibt, aber der wichtige Antheil, der ihm an eben diesen Siegen gebührt, theils durch Alles, was er gethan hat, um sie vorzubereiten, theils durch viele persönliche Kriegsthaten, wie jener Uebergang der Brücke von Lodi, lassen den mannigfach ihm gebührenden Ruhm keinem Zweifel unterliegen; und hätte Bonaparte seine Feldzüge getreu beschrieben, so könnte er ohne Zweifel mit Wahrheit sagen, daß seit der Schlacht bey Montenotte bis zur Schlacht von Leipzig kein erfochtener Sieg ist, wozu nicht der gute Rath dieses Generals kräftig mitwirkte, und kein (unvergürbar begangener) Fehler, von dem ihn die lange Erfahrung seines Kriesgefährten nicht abzuhalten versucht hätte.

So ist des Fürsten von Wagram öffentlicher Charakter — von Sachkundigen — beurtheilt, aber auch sein Privatleben bot Stoff, dessen Gedächtniß zu ehren. Seine warme Liebe zum Vaterlande, die unter allen Umständen der Leitstern seiner Handlungen gewesen ist; seine Menschenfreundlichkeit, die mitten unter den Blutscenen, welche er überall vor Augen hatte, nur um so viel thätiger und rührender sich ausdrückte; seine edle Uneigennützigkeit, seine Mäßigung im Glück, die zärtliche Liebe, die er seiner Familie; die Treue, welche er seinen Freunden bewährt hat, machten ihn der Achtung aller Edlen werth.

XXXI.

Tod des Marschalls Brüne. *)

Als der Marschall Brüne sich der königlichen Regieruug unterworfen hatte, übergab er, gegen Ende Julius 1815, den Oberbefehl in Marseille und in der 8ten Militärdivision dem Marquis v. Riviere, jetzigen französischen Gesandten in Constantinopel, der ihm Pässe zur Rückkehr nach Paris gab. Eine dunkle Ahnung, der Männer von hohem Muthe in ihrem Stolze oft nicht folgen, bestimmte ihn Anfangs sich in Toulon nach einem Hafen der Betragne einzuschiffen und dann nach Paris zu reisen. Er und Herr Bedos, Chef seines Generalstaabs, hatten ihr

*) Jouy's *Hermite ou Province. Tom. III. p.* 50. 599.

Reisegepäck bereits an Bord bringen lassen; aber falsche Scham und die Besorgniß gegen diejenigen, welche ihm die Reise zu Lande dringend anriethen und den Weg als vollkommen sicher beschrieben, Schwäche zu verrathen, bewogen ihn seinen frühern Entschluß aufzugeben. Mit einem Geleite von Reitern, in Gesellschaft seiner Adjutanten, trat er seine Reise durch die Provence an. Nach dem ursprünglichen Reiseplan aber schiffte Bedos sich ein, und die Folge rechtfertigte nur zu sehr diese Vorsicht.

Am Ufer der Durance entließ der Marschall, als hätte sein Verhängniß ihn getrieben, sein Reitergeleite. Am 2ten August gegen 10 Uhr Morgens, traf er in Avignon ein. Er stieg im Gasthofe Palais Royal ab, wo er mit seinen Adjudanten in seinem Zimmer frühstückte. Eine unglückliche Stunde war verflossen. Der Marschall wollte eben wieder in seinen Wagen steigen, als man ihn erkannte. Ein Soldat, der mit einigen andern Leuten an der Thüre eines Kaffehauses gegenüber stand, nannte des Marschalls Namen. Das Aeußere des alten Kriegers erweckte unter den Umstehenden eine ehrerbiethige Neugier, die aber alsbald durch ein einziges Wort in ein ganz anderes Gefühl umgewandelt wurde. Ein Elender, der unter die um den Wagen versammelten Menge kam, rief: „Bewundert doch den Mörder der Pinzessin Lamballe!“

Bey diesen Worten schienen Banden von Meuchelmördern aufzuspringen, wie durch Zaubermacht. Man hörte ein verwirrtes Geschrey. Der Wagen fuhr voran, wurde aber am Thore aufgehalten, wo die Wache von der Nationalgarde sich nicht wenig damit zu wissen schien, daß sie den Paß eines französischen Marschalls zu untersuchen hatte. Der wachhabende Offizier bestand darauf, dieser Paß, von des Marquies von Riviere eigener Hand geschrieben, müsse dem Major Lambot, dem Provinzial-Befehlshaber des Departements Vaucluse, vorgezeigt werden. Jeder Augenblick erhöhte die Gefahr. Ein wüthender Pöbel sperrte den Weg; ein Steinregen traf den Wagen, der schon außer dem Thore war, als einige aus dem rasenden Haufen die Zügel faßten und den Marschall in den Gasthof zurückführten, dessen Thore sogleich verschlossen wurden. —

Der unerschrockene Krieger suchte seine Adjutanten zu ermuthigen, die nur für seine Sicherheit besorgt waren. Man trennte sich von ihm und brachte ihn allein in ein Zimmer, wo er mit heldenmüthiger Standhaftigkeit das Schicksal erwartete, das er voraus sah. Eine Menge Volks war vor dem Gasthofe versammelt. Die abscheuliche Verläumdung, die zuerst in Ludwig Goldsmith's schändlicher Schrift war aufgebracht worden, ging von Mund zu Munde. Leute, deren Namen bekannt sind, liefen unter dem Volke

umher, die Lästerung wiederholend und erläuternd. Bald erhob sich ein Geschrey, das den Tod des alten Kriegers forderte, dessen Blut so oft für Frankreich geflossen war; aber es würde ungerecht seyn, zu verschweigen, daß einige Offiziere der Nationalgarde alles aufboten, Gewaltschritte zu verhüten. Im ersten Augenblicke des Aufstandes schrieb der Marschall an den österreichischen General Nugent, der damals in Aix war, folgende Zeilen: „Sie kennen unsere Verpflichtungen. Ich bin in Avignon gefangen, und hoffe, daß Sie eilen werden, mich zu befreyen." Was aus dieser Zuschrift geworden ist, weiß man nicht.

Der neue Präfekt von Vaucluse, Hr. v. Saint Chamans, war in der vorhergehenden Nacht angekommen und unerkannt in demselben Gasthof. Von dem furchtbaren Lärm aufgestört, stand er auf und zeigte sich dem Volke. Man wollte sein Ansehen nicht anerkennen, und einer von den Rädelsführern dieses Aufstandes hatte die Unverschämtheit zu erklären, ihm selber wären die Amtsverrichtungen des Präfekts aufgetragen. Man schlug Generalmarsch. Der Maire, der wackere, muthvolle Puy, trieb unter dem Beystande einer Compagnie von der Nationalgarde und einiger Gensdarmen den wüthenden Haufen auf einen Augenblick zurück. Er gieng zum Marschall und bemühte sich vergebens, ihm zur Flucht behülflich

zu seyn. Darauf wandte der sich wieder zu dem Pöbel, der aber durch die Nationalgarde, trotz des entschlossensten Widerstandes derselben, sich Bahn zu machen suchte. Der Maire, an der Spitze der Bürgergarde, rief den Anführern zu: „Elende, nur über meinen Leichnam sollt ihr zu dem Marschall kommen!“ Er stellte sich zwischen die Bajonette, welche die Hausthüre vertheidigten.

Einige von den Meuchelmördern erkletterten indeß die Hintermauer und drangen in den Gasthof. Der Marschall hörte sie kommen und forderte von der Wache vor seiner Thüre die Waffen zurück. Man verweigerte sie ihm, und vergebens bot er einem Soldaten eine Goldbörse für sein Gewehr. Einige der Mörder drangen mit Gewalt in das Zimmer. Der Marschall, der am Kamin stand, entblößte seine Brust, ohne ein Wort zu sagen. Eine Stimme wiederholte vor ihm die verläumderische Beschuldigung, die der Wuth des verworfenen Pöbels zum Vorwande diente. „Mein Blut ist für mein Vaterland geflossen,“ antwortete er seinen Henkern: „ich bin alt geworden unter dem Panier der Ehre; ich war 60 Stunden von Paris, als das Verbrechen begangen ward, dessen man mich beschuldigt.“

„Sterben mußt du!“ fiel einer der Elenden ein. „Ich habe den Tod verachten gelernt,“

antwortete der Marschall: „aber gern möcht ich euch ein Verbrechen ersparen; gebt mir Waffen und gönnt mir 5 Minuten, meinen letzten Willen zu machen.“

„Tod!“ schrie ein Mörder, das Pistol auf ihn abfeuernd. Die Kugel streifte die Stirn und nahm eine Haarlocke weg. Der unerschrockene Brüne faltete die Arme und erwartete den zweyten Schuß. Das Pistol versagte. „Ihr habt gefehlt,“ sprach ein anderer Mörder; „Platz! die Reihe ist an mir.“ Und mit dem Carabiner streckte er einen Krieger nieder, der in zwanzig Schlachten Ruhm erkämpft hatte, und mit den Lorbeeren von Mincio, Verona und Tavernelle gekrönt war.

Es war um 2 Uhr. Die Mörder drangen in das Zimmer und plünderten die Habe ihres Opfers, worunter sie auch den kostbaren Säbel fanden, den der Marschall vom Großsultan zum Geschenk erhalten hatte. Gleich nach der blutigen That erschien ein Mörder auf dem Balcon, mit den weißen Federn von des Marschalls Hute geschmückt. Die Barbaren vor dem Hause erhoben ein scheußliches Freudengeschrey und verlangten, man sollte die Beute hinab werfen. Der Leichnam ward indeß auf eine Bahre gelegt und sollte auf den Begräbnißplatz gebracht werden; aber die Wuth des Pöbels war noch nicht gestillt, und zwanzig Schritte vom Gasthofe rissen sie

,en Leichnam herab, schleppten ihn bey den Fersen, unter Trommelschall, bis zum neunten Brückenpfeiler, wo sie ihn in die Rohne hinab warfen, nachdem sie ihn vorher mit Waffen aller Art zerfetzt hatten. Die Adjutanten des Marschalls wurden von dem Gastwirthe und einem andern Mann der Wuth des Pöbels entzogen und einige Tage verborgen gehalten, bis sie die Stadt sicher verlassen konnten.

Alle Schrecknisse dieser höllischen That sind noch nicht berichtet. Frauen, die nicht zur niedrigsten Volksklasse gehörten, tanzten die Farandola auf dem Platze, der noch mit dem Blute des Ermordeten befleckt war, und ein Ungeheuer machte ein Siegeslied im Volkstone mitten unter diesen Megären. Es heißt, es sey ein Protokoll aufgenommen worden, worin bezeugt worden, der Marschall habe sich selber das Leben genommen. Wenn nicht einer der Hauptturheber dieser gräßlichen That dem strafenden Arm der Gerechtigkeit noch immer trotzte, möchte man glauben, die Vorsehung selbst habe sie unmittelbar bestrafen wollen; denn der Hauptanstifter starb wenige Tage nachher unter der quälendsten Gewissensangst und Verzweiflung. — Die Rhone trug den Leichnam des Helden bis auf eine Stelle am sandigen Ufer zwischen Tarascon und Arles; aber der Schrecken, den die Mörder von Avignon weit umher verbreitet hätten,

war so groß, daß Niemand es wagte, die verstümmelte Leiche zu begraben. Sie lag mehrere Tage am Ufer, ein Raub der Raben, bis endlich einige menschlich gesinnte Personen sie bey Nacht wegschafften und mit ungelöschtem Kalk bedeckten. Ein Mann, der eine lange und gefährliche Reise unternommen hatte, um die Ueberreste eines Generals des alten französischen Heeres den Raubvögeln zu entreissen, sammelte sorgfältig die Gebeine und brachte sie zu den Angehörigen des Marschalls nach Paris. — — *)

*) Das Assisengericht des Puy de Dome-Departements, hat am 25sten Februar 1821 über Guindon, mit dem Beynamen Roquefort, Lastträger von Avignon, das Todesurtheil ausgesprochen, da derselbe des am 2ten August 1815 an dem Marschall Brüne verübten Mordes überwiesen worden ist.

Auf Verlangen ist die Wittwe des Marschalls ermächtigt worden, die Civil-Akten, worin ihr Gatte damals als Selbstmörder verzeichnet wurde, abändern zu lassen.

XXXII.

Das Andenken zweyer ruhmgekrönter Feldherren ehrt Polens Volk. 1820.

Thaddäus Kosciusko, der einstigen Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelsten und berühmtesten Männer seines Zeitalters starb den 15ten October 1817 — 60 Jahre alt — zu Solothurn in der Schweiz, wohin er sich (1816) aus dem Weltgetümmel in die stilleste Einsamkeit zurückgezogen hatte.

Seine irdische Hülle wurde im Jahr 1818 laut Befehl und auf Kosten des Kaysers Alexander (durch den Fürsten Jablonowsky begleitet), von Solothurn nach Krakau transportirt, woselbst deren feyerliche Beysetzung, auf die Bitte des Senats letzterer Stadt, von dem edlen Monarchen erlaubt worden ist.

Die zur Ausführung des für Kosciusko be-

stimmten patriotischen Denkmals niedergesetzte Commission, sagte in einer zu freywilligen Beyträgen auffordernden Bekanntmachung:

„Kosciuskos Hügel muß auch das Gepräge der Zeit, der Weihe und des Volksgeistes tragen. Darum soll dessen Spitze ein Porphyrblock krönen, in den vaterländischen Felsen an der Weichsel gebrochen.

Der einzige Name Kosciusko darauf, soll den Sagen des Volks der Gegend, für ewige Zeiten zur Beglaubigung dienen.“

* *
*

Im November 1820 ward der Grundstein zu Kosciuskos Denkmal auf dem Hügel Bronislawa (bis dahin genannt) bey Krakau gelegt.

Mehr als 12,000 Menschen jedes Standes und Alters waren gegenwärtig. General Paskowsky hielt eine feyerliche Rede und der Senator Stanislaus Wodisky sammelte die üblichen Documente vermittelst eines irdenen Gefässes, welches sodann von einer zinnernen Kapsel umschlossen, in dem dazu bestimmten Gewölbe einer steinernen Urne vertraut wurde.

Hoher Aufschwung des Gefühls ergriff in diesem Augenblicke alle Anwesende, jeder drängte

sich herbey, um eine Hand voll Erde auf die Urne des Helden zu streuen. In manches Auge traten Thränenperlen. Nationallieder erschallten von Instrumentalmusik begleitet — — Kosciuskos Polonaise, und Dombrowskys Marsch.

Nachts loderten helle Feüer auf allen benachbarten Hügeln.

In dem Zeitpunkt, wo Kosciuskos verehrter Staub in sein Vaterland zurückgeführt wurde, ging auch der Held Dombrowsky, einer seiner Waffenbrüder früherer Zeit, heim. — — Ein Mann, müthig wie jener, nur seinem Vaterlande ergeben wie jener.

Am 6ten Juny 1818 endete derselbe.

Als er das Nahen seiner letzten Stunde fühlte, ließ er den Säbel bringen, welcher sein Gefährte in allen Schlachten gewesen, der zugleich mit seiner Hand, an der Berezina zerschmettert ward, denselben, welchen ihm 1794 Kosciusko zum Geschenk sandte, wie er Warschau so tapfer gegen die Preußen vertheidigte, den Säbel, mit welchem er die Legionen seiner Nation in Italien dem Ruhm entgegengeführt hatte, und drey Kugeln, von denen er bey Novi, Tczew und an

der Berezina getroffen worden war; — — Dombrowsky befahl solche neben ihn in seinen Sarg zu legen, und nachdem er bestimmt hatte, in die Uniform der Legion gekleidet begraben zu werden, gab er mit männlicher Ruhe seinen Geist auf.

* *
*

Preußen bezeugte Dombrowsky nach Kosciuskos Falle Achtung und Vertrauen, indem es ihn seiner damaligen Kriegsgefangenschaft sogleich entließ.

Rußlands edler Beherrscher ließ den kühnen Krieger ungestört auf seinen Gütern, von seinem unruhvollen Leben ausruhen. Sein Vaterland zählt nun ein großes Grabmal mehr auf seinem an Patrioten-Gräbern reichen Boden.

XXXIII.

Weitere Denkwürdigkeiten in kurzen historischen Anekdoten und geschichtlichen Auszügen.

Erinnerung an Christoph Kolumbus.

Es war am 6ten Dezember 1492, als die Europäer zum erstenmal das fruchtbare Eiland (jetzige Republick Haïty), auf dem über eine Million guter Menschen glücklich lebten, betraten.

Als Söhne des unbekannten Gottes, wurde Christoph Kolumbus mit seinen Gefährten von den gastfreundlichen Insulanern aufgenommen, und Hülfe und mitleidige Thränen gewährte ihnen der gute Cazike, als das Admiralschiff an den schroffen Klippen, wo das Meer in ewigen Brandungen rauscht, strandete.

Kolumbus kehrte nach Spanien zurück, voll Lobes

der gutmüthigen Haiter, und holte die Würger, welche mit kaum denklicher Grausamkeit die Mehrzahl dieser unglücklichen Inselbewohner, von denen sie einst mit Liebe aufgenommen worden, vertilgten. Möchte doch ein dichter Schleyer die Greuelthaten jener christlichen Europäer auf ewig verhüllen.

* * *

In den Archiven zu Jamaika bewahrt man einen höchst merkwürdigen Brief, den Kolumbus im Jahr 1504 an den König Ferdinand von Spanien geschrieben hat. In düsterer Verzweiflung ruft er die himmlischen Mächte auf, die Verfolgung und Undankbarkeit zu rächen, welche die Menschen sich gegen ihn haben zu Schulden kommen lassen; er droht seinen Feinden mit einer fernen Strafe durch dieselben Dinge, welche ihre Erkenntlichkeit hätten rege machen sollen und kündigt ihnen an, „daß die Reichthümer, welche er entdeckt habe, dazu dienen würden, die Menschen zur Rache und Zerstörung aufzufordern. rc. rc. *)"

* * *

Die Asche dieses berühmten Kolumbus ruht zu Havanna in der neuen Kirche Notre Dame, wohin

*) Im Hinblick auf die inzwischen in Spanien statt gehabten fürchterlichen Ereignisse, dürfte kein Zweifel mehr obwalten, daß jene schreckliche Prophezeihung vollkommen in Erfüllung gegangen ist.

sie gebracht wurde, als St. Domingo durch den Basler Frieden an Frankreich kam. Folgendes ist die Inschrift des Grabmals:

„Das Genie des Christoph Columbus öffnete „allen Völkern mitten durch den Ozean einen bis „dahin unbekannten Weg. Dem König von Casti„lien verschaffte er ein unermeßliches Land, reich „an unendlichen Schätzen; machte eine neue Welt „der bis dahin unbekannten Welt unterthan, und „starb zu Valladolid am 18ten May 1506, an der „Gicht und den Kränkungen, die man ihm be„reitete." —

„Nach seiner eigenen Anordnung ward sein Leich„nam den Karthäusern zu Sevilla anvertraut, „welche die Zeit abwarten mußten, wo sie ihn „in der Cathedrale zu Hispaniola beysetzen konn„ten. Es geschah; aber fast nach zwey Jahr„hunderten sollten seine Gebeine ferner nicht auf „einem Grund und Boden ruhen, der nicht mehr „Spanien angehört, und wurden solche am „17ten Jänner 1796 nach dieser neuen Cathe„drale der heiligen und unbefleckten Jungfrau „gebracht"

9.

Zur Zeit, da Kayser Karl V. (1520) die Unzufriedenheit Spaniens hauptsächlich auch dadurch erregte, daß er das meiste baare Geld mit sich aus

dem Lande gezogen hatte, und nun Verlegenheit eintrat wegen Besoldung des Kriegsvolkes, das aus allen Gegenden zur Vertheidigung der Freyheit der Nation, durch die Staatsverwaltung berufen, herbeygeeilt war, wußte allein ein Frauenzimmer — die Gemahlin des Heerführers Padilla — durch einen kühnen und seltsamen Einfall die allgemeine Noth zu besiegen.

Donna Maria Pacheco, von edler Abkunft und erhaben über den Aberglauben der Menge, schlug vor, sich des großen und reichen Schatzes der Hauptkirche von Toledo zu bemächtigen.

Um aber allen Schein von Gottlosigkeit zu meiden, der das Volk hätte beleidigen können, begab sie sich, begleitet von allen Personen ihres Hauses, in feyerlicher Prozession zur Kirche. In tiefe Trauergewänder gehüllt, die Augen voller Thränen, die Hände ringend und seufzend, warf sie sich mit ihren Begleitern vor den Altären der Heiligen nieder, bat um deren Schatz und Schmuck für die Noth des Vaterlandes, und um Verzeihung, daß sie Gold, Silber und Edelsteine nehmen müsse, was sie denn auch that. Das Volk erstaunte freylich, fand aber endlich die Sache und den Beystand der Heiligen nicht anders als billig.

10.

Nachdem Kaiser Karl der Fünfte 1530 siegreich in Wittenberg eingezogen war, besuchte er

alle öffentlichen Denkmale, und darunter auch Luthers Grab. Der Herzog von Alba *) und Bischof Granvella, welche ihn begleiteten, riethen an, die Ruhestätte dieses Ketzers zu zerstören und dessen Gebeine den Flammen zu übergeben. Der fromme Prälat citirte manches Beyspiel aus der Kirchengeschichte, um solche Rache an den Todten zu rechtfertigen, z. B. wie Anno 1428 Bonifaz VII. Wiclefs **) Leichnam etlich und vierzig Jahre nach seinem Tode hätte ausgraben und öffentlich verbrennen lassen rc. rc. Kayser Karl ließ sich von den Ermahnungen dieser seiner vertrautesten Räthe nicht rühren, sondern sprach ernsthaft: „Ich habe jetzt nichts mehr mit Luther zu thun. Luther

*) Herzog Alba lieferte ein treffendes Beyspiel, wie die Religion bey unaufgeklärten Begriffen wirkt. Desselben Maitresse hatte ihn heimlich verlassen, er gerieth darüber in Verzweiflung, ließ sie durch ganz Spanien suchen, Messen lesen und Umgänge halten, um sie wieder zu finden. Endlich that er das Gelübde: so lange auf der rechten Seite, ohne sich zu rühren, im Bett zu liegen, bis sie sich wieder einstellen würde. In dieser Lage empfieng er den Besuch aller Großen des Hofes, unterhielt sie aufs Beste, und starb endlich ohne seinen Platz verändert zu haben.

**) Johann Wiclef, ein gelehrter, religiöser und die Wahrheit liebender Theolog des vierzehnten Jahrhunderts, einer von Luthers Vorgängern, geboren zu Wicliffe in der Grafschaft York 1324 — er starb zu Lutterworth den 2ten Dezember 1384. —

steht vor einem Richter, dem ich nicht vorzugreiffen habe. Außerdem führe ich keinen Krieg mit den Todten, sondern mit Lebenden, welche in Waffen gegen mich stehen."

Da der Kayser nun muthmaßte, daß seine spanischen Krieger wohl Alba's Ansichten theilen möchten, verbot er bey Lebensstrafe Luthers Grabmal zu beschädigen.

* * *

Fürst Wolfgang zu Anhalt, war einer der eifrigsten Vertheidiger der Kirchenverbesserung, welche im 16ten Jahrhundert in Teutschland begonnen ward. Religiöser Sinn und ritterlicher Muth machten ihn unüberwindlich in der Behauptung seiner Ueberzeugung. Darüber belegte ihn im Jahr 1547 Kayser Karl V. mit der Reichsacht, und schenkte sein Land einem spanischen Günstling. Als nun der Achtbrief ankam, setzte er sich auf seinem Schlosse zu Bernburg zu Pferde, ritt durch die bestürzte Stadt und sang mit lauter Stimme Luthers Heldenlied;

„Nehmen sie den Leib,
Guth, Ehr, Kind und Weib,
Laßt fahren dahin!
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben. ꝛc. ꝛc."

* * *

Der Saal, wo Kayser Karl V. und die Reichsfürsten versammelt waren, um Luther'n anzu-

staunen, als er mit übermenschlicher Geistesgröße sein: „Ich kann es nicht! Gott helfe mir! hier stehe ich!“ ihnen allen erklärte. Dieser große Saal zu Worms wird noch häufig von Fremden gesehen und mit Ehrfurcht betreten, obgleich solcher durch unzweckmäßige Verwendung desselben jetzt seinem Verfall nahe ist.

11.

Anno 1685 kamen französische Missionarien nach Siam. *)

„Ich wundere mich“, sprach der Beherrscher jenes Landes zu ihnen: „daß der König von Frankreich sich einer Sache, die Gott allein betrifft, so lebhaft anzunehmen wagt.“

„Mir scheint es Gott habe Gefallen an den verschiedenen Arten, verehrt zu werden, wie an den verschiedenen Gattungen von Geschöpfen, die ihn in ihrer Art lobpreisen!“

12.

Im Jahr 1736 wurde der Freyherr Theodor von Neuhoff aus Westphalen, zu Alensano von der Generalversammlung als König von Korsika gekrönt.

—

Hyeronimus Buonaparte, ein Korsikaner, wurde 1807 — König von Westphalen.

---

*) Siam, ein 6000 Quadratmeilen großes Königreich auf der indischen Halbinsel jenseits des Ganges.

13.

Unfern Wien sollte einst eine große Jagd gehalten werden, unglücklicherweise setzte den Tag zuvor einer der stärksten jagdbaren Hirsche über den Park, und verwüstete den nahgelegenen Acker eines armen Landmanns. Letzterer gewahrte den ungebetenen Gast mit Bestürzung, holte ein Geschoß, erlegte ihn, und machte hievon dem auffsehenden Jäger schleunige Anzeige. Der Landmann wurde mit Ketten belastet ins Gefängniß geworfen, und der Beamte eilte nach Hofe, hinterbrachte dem Kayser Joseph selbst das große — den Hirsch betroffene — Unglück, anfragend: welche Todesstrafe dem Mörder zu Theil werden sollte?

Kayser Joseph II. sprach folgendes Urtheil:

„Da kein Fürst in der weiten Welt berechtigt ist, das Eigenthum des Privatmannes auf irgend eine Art zu kränken; so befehle ich Ihnen hiemit, daß Sie den Bauersmann sogleich auf freyen Fuß setzen, daß man ihm den erlittenen Feldschaden vergüte, daß man den Hirsch verkaufe, und daß man diesem Mann das auf die Raubthiere gelegte Schußgeld bezahle.“ Vergessen sie nicht! setzte der gerechte Monarch noch hinzu: „daß ich meinen Befehlen Respekt zu verschaffen weiß.“

14.

Zu Neu-London in Nordamerika, findet man auf einem Grabstein folgende Inschrift:

„Am 20sten Oktober 1781 setzten 4000 Engländer diese Stadt in Blut und Flammen; 700 Amerikaner vertheidigten das Fort einen ganzen Tag lang; erst Abends gegen 4 Uhr wurde es eingenommen. Der Commandeur der Belagerten gab seinen Degen einem Engländer, der ihn niederstieß, alle seine Cameraden mußten über die Klinge springen. Dann ward eine Linie von Pulver aus dem Magazin des Forts bis an das Meer gestreut, um sie dort anzuzünden, und so das Fort in die Luft zu sprengen. Wilhelm Hotmann, welcher mit drey Bajonetstichen im Leibe nicht weit davon lag, sah das und sagte zu seinem ebenfalls schwer verwundeten Freunde: Wir wollen versuchen, uns bis zu dieser Linie zn schleppen und das Pulver mit unserem Blute zu durchnässen, so werden wir mit dem wenigen Leben, das uns noch übrig ist, das Fort, die Magazine und vielleicht auch noch einige verwundete Kameraden retten. Er allein aber hatte noch die Kraft dieses edle Vorhaben auszuführen.

„Im dreyßigsten Jahre starb er auf dem Pulver, das er mit seinem Blut überschwemmte. Sein Freund und noch sieben seiner verwundeten Gefährten erhielten dadurch ihr Leben.“

Nach dieser einfachen Erzählung ließt man blos in größerer Schrift folgende Worte: „**Hier ruht Wilhelm Hotmann!**“

15.

Wie Nelson die dänische Flotte bey Copenhagen zerstörte, gab ihm Admiral Hyde Parker, sein Obergeneral, während der Erfolg noch sehr unentschieden schien, ein Signal zum Rückzug.

Nelson hielt seine Lorgnette vor sein nicht sehendes Auge (bekanntlich war er auf dem einen erblindet) und rief. „Auf meine Seele, ich sehe kein Signal;“ das Feuer ward fortgesetzt und der Sieg errungen. Als man ihm nachher Vorstellungen machte über das Wagniß seiner Insubordination, sagte er:

„Wer sich fürchtet, die Verantwortlichkeit einer entscheidenden Handlung auf sich zu nehmen und nöthigenfalls mit seinem Kopf zu bezahlen, der dient seinem Vaterlande nicht treu.“

* * *

Nelson vollbrachte sein größtes Wagstück bey dem Cap Vincent, unter Sir Jervis gegen Don Joseph de Cordova. Sein Schiff, „der Capitaine,“ von 74 Kanonen, stritt gegen den St. Nikolaus von 80 und das Admiralschiff von 112 Kanonen. Ohne Mast, ohne Segel, ohne Thauwerk, auf dem Punkt unterzugehen, fährt er gegen den St. Nikolaus, stürzte sich samt seiner Schiffsmannschaft auf das spanische Schiff und bemeistert sich desselben durch ein furchtbares Blutbad. Im Augenblick,

als er den spanischen Wimpel abnimmt, schmettert eine ganze Lage aus der Gallerie des Admiralschiffs auf ihn ein. Nelson besinnet sich nicht, fährt gegen dieses Schiff, und mit dem Ruf: „Sieg oder Tod!“ bestürmte er auch hier die Gallerie, und auf dem Castell übergab ihm der spanische Capitaine (dessen Admiral eben verschieden war), seinen Degen.

16.

Am 3ten April 1797 gaben die Weiber und Mädchen zu Velthurns, unweit Brixen in Tyrol, ein eben so seltenes als rühmliches Beyspiel ihres Muthes und wahrhaft treuen Anhänglichkeit für Religion, Fürst und Vaterland.

In weiße Mannsmäntel gekleidet folgten diese Tapfern ihren Vätern, Männern und Brüdern, welche ausgezogen waren, um den Feind, der wiederholt versuchte, die Anhöhen bey Latzfonds stürmend zu ersteigen, zurückzuweisen. Diese neue Verstärkung bewirkte der Franken vollkommene Flucht. Ein K. K. Hofdekret vom 13ten Jänner 1800 mit der Ueberschrift: Den tapfern Weibern und Mädchen von Velthurns“, welches des Kaysers Franz, des gütigen Landesvaters Dank ausspricht, bewahren Veltthurns biedere Bewohner als bleibendes Denkmal ihrer Nachkommenschaft.

17.

Der Hirtenbrief, welcher vom Kardinal Erzbischof von Paris 1804 in Beziehung auf die Reise des Pabst Pius VII. erlassen worden, beginnt also:

„Der Pabst, geliebte Brüder, begibt sich auf die Reise. Der Gegenstand derselben interessirt alle Franzosen; Alle freuen sich, daß er bey einer Feyerlichkeit präsidirt, welche man die Einweihung unsers Nationalglückes nennen kann. Wie sehr gewinnt diese nicht dadurch, daß sie von der Religion unterstützt wird! Wir werden die Gegenwart des Statthalters Jesu Christi genießen, des letzten Ringes jener bewunderungswürdigen Kette, welche den Himmel an die Erde knüpft, und reich an Segnungen die Bewohner der Letztern reinigt, um sie zu einer ewigen Fortdauer geschickt zu machen. Seit achtzehn Jahrhunderten, wo der Sohn Gottes seinen Stellvertretter in diesem Thränenthal aufstellte, und ihm die Schlüssel seines Reichs anvertraute, hat die Hölle ihre Kräfte erschöpft, um seine Macht zu zerstören rc."

* * *

Als der Pabst auf seiner Reise durch eine gewisse Stadt in Frankreich kam, so kniete alles Volk nieder und empfieng seinen Segen. Ein Protestant war unter der Menge und kniete nicht. Im Vorbeygehen bemerkte ihn der Pabst, näherte sich ihm und sagte mild lächelnd! „auch dir

schadet der Segen eines Greisen nicht!“ und segnete ihn. Gerührt sank der Protestant aufs Knie.

* *
*

Die ganze Reise des Pabsts war ein Triumphzug bis nach Lyon, wo die Andacht sich selbst zu übertreffen schien. Den Tag nach seiner Ankunft in Lyon hielt der Pabst eine Messe in der Domkirche. Der heilige Eifer der Einwohner dieser Stadt ging so weit, daß viele derjenigen, welche nicht in die Nähe Sr. päbstlichen Heiligkeit gelangen konnten, sich an die Treppe der Kirche drängten, um diejenigen Stufen zu küssen, welche die Füße des Pabsts berührt hatten.

18.

Die schöne Brücke von Nemours, über den Loing, welche nach den Planen des berühmten Brückenbaumeisters Perronet (von welchem auch die Brücke von Neuilly und mehrere ähnliche Kunstwerke herrühren), im Jahr 1804 vollendet ward, trug die Inschrift:

„Die Eröffnung des Ueberganges über diese Brücke hat den ersten Frimaire 13 für den Pabst Pius VII. statt gehabt, da er sich nach Paris begab, um Napoleon Bonaparte den Sieger, den Friedensstifter, den Wiederhersteller der Religion, und ersten Kayser der Franzosen zu salben.“

* * *

In dem Hirtenbrief, welchen der spanische Generalinquisitor — 1808 — erließ, heißt es unter andern:

„Unterwerfen wir uns friedlich und einträchtig dem neuen Herrscher; denn die Armee in unserer Mitte ist die Sr. Majestät des Kaysers von Frankreich und Königs von Italien, Napoleon des Großen, der von Gott gesandt, des Glaubens und der Religion Heiligkeit beschützt, und die Völker glücklich macht.“

19.

Als Gegenstück zu denen eben gegebenen Auszügen frommer Erlasse, mögen hier die Eingangsworte der etwas später erschienenen Proklamation des guten und gerechten teutschen Kaysers Franz II. an die Völker Oesterreichs gerichtet, Platz nehmen:

Völker Oesterreichs!

„Ich verlasse meine Hauptstadt und begebe mich zu den tapfern Vaterlandsvertheidigern, welche zum Schutze der Monarchie auf der Gränze versammelt stehen. Seit drey Jahren habe ich alles gethan, um euch geliebte Unterthanen, die Segnungen eines dauerhaften Friedens zu verschaffen.“

„Kein mit eurem Wohl und eurer Selbstständigkeit vereinbartes, auch noch so schmerzliches Opfer war mir zu theuer, um durch friedliches

Einvernehmen mit dem Kayser der Franzosen eure Ruhe und Wohlfart zu sichern. — Aber meine Bemühungen waren fruchtlos. Auch die Oesterreichische Monarchie sollte dem Ehrgeitze des Kaysers Napoleon unterliegen, und so wie er Spanien zu unterjochen trachtet, das heilige Oberhaupt der Kirche mit Uebermacht mißhandelt, die Provinzen Italiens sich zueignet, und jene Teutschlands nach Willkühr verschenkt und bedrückt, eben so sollte auch Oesterreich dem großen Reiche huldigen, das er seit Jahren laut ankündigt. Ich habe alle Maßregeln ergriffen, um die Selbstständigkeit der Monarchie zu behaupten etc."

Wien, den 8ten April 1809.

20.

Auf Moskaus rauchenden Trümmern zerbrach Napoleons Zauberstaab. Sein Uebermuth, mit dem er auf der Höhe des Kremls, *) in Gegenwart einiger seiner Generale unter gegen Himmel gehobener Rechte, sagte: „Du bist der Gott des Himmels, und ich der Gott der Erde!" ward bestraft. Mit seinem Herabsteigen schritt er die Stufen seines Glückes herab.

21.

Nachdem Napoleon Bonaparte Frankreichs Krone

*) Kreml, das kayserliche Residenzschloß in der Stadt Moskau, welches Marschall Mortier (1812) auf Napoleons Befehl in die Luft sprengen ließ.

zum zweytenmal niedergelegt, und die bekannte Erklärung an das französische Volk vom 22sten Juny 1815 erlassen hatte, worin er sagt: „Mein politisches Leben ist zu Ende; ich proklamire meinen Sohn Napoleon II. zum Kayser der Franzosen", wurde ihm von der Regierungskommission bedeutet, daß er einen Entschluß über seinen künftigen Aufenthalt außerhalb Frankreich fassen möchte. Der Exkayser erklärte darauf sein Vorhaben, sich nach Amerika begeben zu wollen, sobald ihm zwey Fregatten zur Verfügung angewiesen würden. Unverzüglich erhielt der Seeminister den Auftrag solche auszurüsten. Napoleon befand sich in Malmaison bey der Prinzessin Hortensia, als ihm der Seeminister meldete: Die Feinde stünden schon bey Compiegne, man wünsche, er möge inkognito abreisen. Napoleon versprach dieses zu thun; als er aber von Ferne den ersten Kanonenschuß hörte, gerieth er in Wallung und klagte mit dem Tone der Verzweiflung sein Geschick an, so weit vom Schlachtfelde bleiben zu müssen. Noch einen Versuch machte der Exkayser, die Regierungskommission zu bewegen, ihm als General das Commando der Armee zu vertrauen. Schon standen seine Schlachtrosse gesattelt bereit, als er die abschlägliche Antwort der Commission empfieng.

„Das dachte ich", sagte er mit verbissenem Schmerz, zu seiner Umgebung; nun dann, weil es so ist, wollen wir fort! fort!"

„Ich begebe mich in die vereinigten Staaten. Man wird mir Land anweisen, oder ich kaufe mirs, und wir bauen uns an. Ich werde da endigen, wo der Mensch angefangen hat; ich werde von der Frucht meiner Felder, von der Zucht meiner Heerden leben, rc., rc."

In denen durch Herrn Baron von Chaboulon (ehemaligen Geheimschreibers von Napoleon Bonaparte) im Jahr 1820 weiter bekannt gewordenen Notitzen über den Exkayser theilt derselbe die geheime Instruktionen mit, welche der Kommandant der Saale, Capitaine Philibert, von Seiten der Regierungskommission in Betreff Napoleons empfangen hat. Es heißt darin unter andern:

„Die beyden Fregatten (Saale und Medusa) sind bestimmt, denjenigen, der einst unser Kayser gewesen, in die vereinigten Staaten von Amerika überzuführen; er wird sich auf der Saale mit denjenigen Personen seines Gefolges einschiffen, die er bezeichnen wird; die Uebrigen werden auf die Medusa genommen, rc., rc. Die Fregatten-Kommandanten, Offiziere und Uebrige werden selbst fühlen, daß sie seine Person mit aller Rücksicht und Ehrfurcht behandeln müssen, die man seiner Lage, wie der Krone schuldig ist, die er getragen hat. Am Bord sollen ihm, wenn er es

nicht ausschlägt, die höchsten Ehrenbezeugungen erwiesen werden, rc., rc. Man soll jedem Kriegsschiff, dem man begegnen könnte, ausweichen; ist man aber gezwungen, gegen überlegene Macht zu streiten, soll sich die Fregatte, auf der sich Napoleon nicht befindet, aufopfern, um den Feind zurückzuhalten, und der andern Zeit zu geben, zu entkommen rc.

Dies sind die Befehle, welche ich den Capitänen Philibert und Pouce, Namens der Regierungs-Commission, zu ertheilen beauftragt bin."

Der Herzog Decres.

* *
*

Am 8ten July 1815, also denselben Tag, da Ludwig XVIII. wieder nach Paris kam, begab sich Napoleon an Bord der Fregatte, die Saale. *) Schon am folgenden Morgen landeten die beyden Schiffe an der Insel Aix. Napoleon immer der

*) Tage und Namen spielen in Napoleons Leben oft romanhaft und bedeutsam zusammen. Im Golf St. Jean hatte er (ersten Merz 1815) seine Rolle in Frankreich wieder begonnen; auf Mont St. Jean hatte er sie wieder ausgespielt. An der Saale hatte er, auf dem Gipfel seiner Macht einst Preußen zermalmt und dessen König verjagt; jetzt, von den Preußen im Innern Frankreichs heimgesucht, mußte das Schiff, auf dem er sich vor ihnen retten wollte, wieder eben den Namen Saale führen.

Nämliche, ließ die Besatzung ausrücken, untersuchte die Festungswerke in allen Einzelheiten, und theilte, als wäre er noch Souverän im Lande, Beyfall und Vorwürfe aus.

Am 10ten July erhob sich ein sehr günstiger Wind, aber eine beträchtliche englische Flotte kreuzte im Angesicht des Hafens. Nach verschiedenen vergeblich entworfenen Plänen, diese und ähnliche Gefahren zu umgehen, beschloß endlich Napoleon, sich dem Edelmuth Englands anzuvertrauen. Er ließ es dem Admiral melden, und begab sich auf das brittische Schiff Bellephron, wo er mit allen Ehrenbezeugungen empfangen ward. Indem er ins Schiff stieg, sahe er den ihm folgenden General Becker; „gehen sie zurück General, zurück! rief er ihm zu: damit niemand denke, es habe mich ein Franzose den Händen meiner Feinde übergeben!“ Auf der englischen Küste angekommen, schickte er den General Gourgand mit folgenden Zeilen an den Prinz-Regenten von England:

Rochefort den 13ten July 1815.

„Königliche Hoheit!“

„Den Partheyen, die mein Land zerreißen, und der Feindschaft der größten Mächte Europens blos gestellt, habe ich meine politische Laufbahn geendet; und ich komme wie Themistokles, um mich unter dem Obdach des brittischen Volks niederzulassen. Ich begebe

mich unter den Schutz von dessen Gesetzen, um den ich Euer königliche Hoheit anrufe; als den mächtigsten, als den standhaftesten und als den edelmüthigsten meiner Feinde."

Napoleon.

Bald aber vernahm Napoleon, daß er, als Kriegsgefangener betrachtet, nach dem Willen der verbündeten Mächte, auf die Insel St. Helena gebracht werden solle. Er protestirte feyerlich vor dem brittischen Admiral, im Angesichte des Himmels und der Menschen, gegen die Verletzung seiner heiligsten Rechte, und gegen die wider seine Person und Freyheit verübte Gewaltthat. Dann ergab er sich ganz ruhig in sein Loos.

Auf der Höhe von Kap la Hogue fahrend, erkannte er Frankreichs Küsten in der Ferne. Er grüßte sie, streckte seine Arme gegen das Gestade und rief mit tief bewegtem Gemüthe: „Lebe wohl, du Land der Braven! lebe wohl, du liebes Frankreich! Ein paar Verräther weniger, und du wärst heute noch die große Nation, die Herrin der Welt!"

Den 17ten Oktober zeigte man ihm die öden Felsen, welche künftig die Mauern seines Gefängnisses seyn sollten. Er betrachtete sie ohne Klage, ohne Grausen, ohne Unruhe. Den folgenden Tag trat er ans Land, und nachdem er noch einmal wider den gegen seine Person vollzogenen Anschlag

protestirt hatte, begab er sich mit festem Schritt sogleich nach dem Ort seiner Gefangenschaft. *)

(Aus den Ueberlieferungen der Geschichte unserer Zeit, Jahrgang 1820.)

22.

Ein Blick auf die Schweiz, 1821.

(Aus der geschätzten Zeitschrift: Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.)

Während unsern Welttheil neue Erschütterungen außerordentlicher Art bedrohen — während die Völker dreyer Reiche ihre staatsthümlichen Einrichtungen, unter denen sie zu Grunde giengen, plötzlich umgestalteten, während andere Staaten in mehr oder minder offener Gährung stehen — bietet die Schweiz, in Mitten aller Bewegungen Italiens, Frankreichs und Teutschlands, den Anblick eines zufriedenen und glücklichen Landes dar. Durch die Natur ihres Bodens, ihrer Völkerschaften, ihrer örtlichen Stellung zwischen gewaltigeren Reichen zum schönen Lose politischer Unparthey samkeit bestimmt, dient sie allenfalls noch als geweihte Zufluchtsstätte derer, welche durch den Wechsel der Begebenheiten und siegenden Partheyen aus ihrem Vaterlande verstoßen wurden.

*) Offizielle Blätter (Mitte des Jahrs 1821) melden Napoleons gänzlich zerrüttete körperliche Kräfte.

So wie einst hier Frankreichs verbannte Fürsten, Adeliche und Priester ein freundliches Obdach gefunden hatten, fanden es nach ihnen die verbannten Männer des Convents, die ihre Stimmen zum Tode eines Königs gegeben; aus Teutschland andere zur Zeit der Napoleonischen Kriege und Zerrüttungen; andere nach denselben, da sich neue Ordnungen der Dinge daselbst gestalten sollten.

Es ist gut, daß sich die Europäer in ihren Zerwürfnissen eine solche unverletzbare Freystätte vorbehalten haben, und sie ehren; keiner weiß, auf dem Throne und in der Hütte, was ihm sein Schicksal verhieng. Ohne eine solche wäre der Welttheil ein ungeheures Gefängniß, in welchem auch der Unschuldige und der, welchen Zeitverhältnisse oder siegreiche Gegenmeynungen verfolgen, keine Hoffnung der Ruhe und Lebenssicherheit mehr genöße, wenn er nicht über die Weltmeere, oder in die Wüsten Asiens, oder als Verräther zu den Feinden seines eigenen Vaterlandes flüchten wollte. Wie im Alterthum den viel entzweyten Griechen die Altäre ihrer Götter oder in den Zeitaltern nach der Völkerwanderung die Kirchen Trost und Schutz gegen die Gewalt der Selbstrache und gesetzlosen Wildheit darboten: so möge noch lange die Schweiz in der Mitte des stets bewegten Welttheils dastehen, den Opfern der Meynungskämpfe und Schicksalswechsel eine Freystätte, nur ein verschlossenes Heiligthum bürgerlichen Verbrechern!“

23.

Der erste Jänner 1821 wurde durch Aufstellung eines symbolischen Exemplars der Constitution auf dem neuen Thore von Toledo, in Gegenwart der Besatzung und einer unermeßlichen Menge von Zuschauern gefeyert.

Der politische Chef von Madrid überreichte bey dieser Gelegenheit dem General Quiroga den Degen, welchen die zu London wohnenden Spanier Demselben übersandten. Der General hielt hierauf folgende Rede:

„Bürger! Dieser Degen, womit mich Se. Excellenz im Namen der zu London wohnenden Spanier so eben umgürtete, hat für mich einen unaussprechlichen Werth. Indem ich ihn empfange, erkläre ich, auf die höchste Stufe des Ruhms gelangt zu seyn, nachdem ein freyer Mann geitzen kann: des Ruhmes, die Achtung und die Auszeichnung seiner Mitbürger verdient zu haben. Sollte eine Gelegenheit sich darbieten, wo ich von diesem Degen Gebrauch machen müßte, so gebe der Himmel, daß ich ihn mit Erfolg aus der Scheide ziehe; daß ich ihn mit Ehre führe gegen des Vaterlandes auswärtige Feinde, wie gegen die Zerstörer der Ordnung und der Gerechtigkeit, wie gegen Tyranney und Despotismus, diese ewigen Gegner der legitimen Rechte der Nationen!"

Auf der Klinge des Degens befinden sich folgende Inschriften:

Auf der einen Seite:

„Dem fürsichtigen, tapfern und gerechten Mentor des Tages vom 1sten Jänner 1820, Quiroga, seine erkenntlichen Mitbürger zu London.“

„San Fernando, den 1sten Jänner 1820. — Constitution von 1812.“

Auf der andern Seite:

„Madrid, den 7ten März 1820. Constitution.“

24.

Am 30sten März 1821 wurde auf dem Tempelhofer Berge auf Befehl und in Gegenwart des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., so wie der Berliner und Potsdamer Besatzung und der Abordnungen der sämtlichen Regimenter der Armee, ꝛc., dasjenige Denkmal eingeweiht, welches der edle Monarch dem Andenken der in dem letzten Krieg Gefallenen errichten ließ. Das Denkmal ist 60 Fuß hoch, im antiken Styl des Mittelalters, von der Eisengießerey in Berlin ausgeführt. Es bildet einen thurmartigen Baldachin, der sich über 12 Nischen erhebt, die den 12 Hauptschlachten des Krieges von 1813 bis 1815 gewidmet sind, und

in deren jeder ein bezeichnender Siegesgenius aufgestellt wird. Die Hauptinschrift des Denkmals ist:

„Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniß; den Lebenden zur Anerkenntniß; den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

25.

Die jetzige Königin der Sandwich Insulaner ist die Frau eines russischen Schmids. Entführt von einem englischen Seeoffizier, dessen Schiff sich auf der Höhe der Insel Fox befand, wurde sie Anfangs am Borde des Schiffs verborgen, und dann von dem Capitaine auf den Sandwich Inseln ausgesetzt. Hier sahe sie der König, fand sie liebenswürdig, nahm sie zur Gemahlin, und hinterließ ihr bey seinem Tode die Souveränität über sein Reich, das sie noch jetzt — von ihren Unterthanen geliebt und hochverehrt — behauptet.

XXXV.

Ferdinand I. König beyder Sizilien * * * und Neapel, 1821.

Wen könnte die Biographie des Nestors der europäischen Regenten nicht interessiren? jetzt, da diesem Monarchen und seinem Volke die Blicke der halben Welt zugewandt sind; jetzt, da ein großes Spiel begann, dessen Ausgang wesentlichen Einfluß auf das künftige Wohl vieler Nationen hat.

Ferdinand I. (vorher IV.), König beyder Sizilien (von Bourbon Infant von Spanien), dritter Sohn Karls III. von Spanien und der Prinzessin Amalie von Sachsen, geb. den 12ten Jänner 1751.

Er war noch minderjährig, als ihm sein Vater, der das Königreich Spanien erbte (1759), den Thron von Neapel überließ. Er ward investirt zu Rom den 3ten Februar 1760, und übernahm die Regierung selbst am 12ten Jänner 1767. Seine und seines ältern Bruders (Karls IV. König von

Ferdinand I
König beider Sicilien.

Spanien) Erziehung hatte der Prinz von Santo Ricandro geleitet; ein rechtschaffener Mann, aber von beschränkter Einsicht; als Kind äußerte Ferdinand viele Liebe für das Volk; auf seinen Spaziergängen verweilte er oft mitten unter Knaben seines Alters, plauderte mit ihnen, gab ihnen Gold und lud sie ein, ihn zu besuchen. An Festtagen ergötzten ihn die Spiele einiger Kinder der Lazaroni, *) und er ließ seine lieben Kameraden, wie er sie nannte, gut bewirthen.

Ein solcher Knabe gewann sogar seine Freundschaft, und er sorgte für dessen Glück. So ward Ferdinand der Liebling des Volks. Als Karl III. den Thron von Spanien bestieg, ernannte er zu Neapel einen Regentschaftsrath, unter dem Vorsitz

*) Zu Neapel allein findet sich diese unter dem Namen Lazaroni bekannte dürftige Menschenklasse, die man ehedessen auf 40,000 Köpfe, ohne Stand, ohne Beschäftigung, ohne Haus und Hof, berechnete, aber in neuern Zeiten — unter König Joachim — durch kräftige Masregeln, welche viele zu Ergreifung irgend eines Gewerbzweiges nöthigten, bedeutend vermindert wurde. Lazaroni heißen diese Aermsten, weil ehedem die Schützlinge des H. Lazarus (welche größtentheils aus Kranken der untersten Volksklassen bestanden, und nach ihrer Entlassung aus den Hospitälern die Kleidung solcher Kranken beybehielten), so genannt zu werden pflegten.

des berühmten Marquis Tanucci, ehemals Professor der Rechte zu Pisa. Im Jahr 1768 vermählte sich Ferdinand mit Maria Karolina, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, aus welcher Ehe noch vier Kinder leben. Diese geistvolle und liebenswürdige Fürstin erlangte bald auf Ferdinand einen entschiedenen Einfluß.

An der Spitze der Verwaltung stand damals noch der erste Minister Tanucci. Dieser schaffte 1769 den Lehntribut des weißen Zelters, den der Papst bisher jährlich erhalten hatte, ab, verlor aber die Gnade Karls III. von Spanien, und nahm 1777 seinen Abschied. An seine Stelle trat der Marquis de la Sambuca.

Jetzt widmete der König, von seiner Gemahlin dazu aufgefordert, seine Zeit öfters den Regierungsgeschäften, und zeigte viel Gerechtigkeitssinn; doch that er nichts ohne den Rath der Königin. La Sambuca suchte daher den König durch eine schöne Engländerin, die in Neapel mit einem Franzosen (Goudar) verheirathet war, von seiner Gemahlin abzuziehen; allein die Königin bemerkte dies, und Herr und Madam Goudar wurden aus Neapel verbannt. Seitdem stieg die Macht der Königin und La Sambuca, der von ihr in einem aufgefangenen Briefe dem Madrider Cabinet eine ungünstige Schilderung gemacht hatte, mußte sich 1784 in seine Vaterstadt Palermo zurückziehen.

Nun wurde der Ritter Acton sein Nachfolger. Dieser folgte ganz dem Willen der Königin, und das Cabinet von Madrid verlor allen Einfluß auf das von Neapel, welches sich mehr an Oesterreich und England anschloß. Doch bald zog die französische Revolution Neapel in ihre Wirbel hinein. Als nämlich auf das Verlangen der französischen Regierung, alle Verbindung mit England abzubrechen, der Hof von Neapel schwankte, erschien La Touche mit einer französischen Escadre vor der Hauptstadt, und nöthigte den Minister Acton die vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Allein nach Ludwigs XVI. Tode trat Neapel zu der Coalition gegen Frankreich, und Ferdinand nahm von 1793 bis 1795 an dem allgemeinen Kriege wider dasselbe Theil. Nach zwey Friedensjahren machte ihn Nelsons Sieg bey Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches aber nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack sich des ganzen Königreichs bemächtigte (25. Jän. 1799), und die parthenopeische Republik proclamirte. Der Hof, nebst Acton und der Lady Hamilton, der Freundin der Königin, hatte sich bereits den 24sten Dez. 1798 von Neapel nach Palermo geflüchtet. Doch schon den 21sten Juny 1799 fiel die Hauptstadt wieder in die Gewalt der Royalisten Armen, die der Cardinal Ruffo *) anführte.

*) Cardinal Ruffo, in Italien der General-Cardinal genannt, ist 1744 in Neapel geboren.

Der König setzte nun eine Staatsjunta nieder, welche bis zum Dezember desselben Jahrs eine Menge Anhänger der Republick hinrichten ließ. Erst im Jänner 1800 kehrte der Hof von Palermo nach Neapel zurück, und Spanien schloß mit dem ersten Consul einen Vertrag, durch welchen die

---

Früher Generalschatzmeister unter Pius VI. machte er sich auf diesem Posten durch mancherley verständige staatswirthschaftliche und ökonomische Einrichtungen bekannt. Jedoch erst ist Jahr 1799, als er den kühnen Gedanken ausführte; Neapel wieder von den Franzosen zu erobern, machte er ganz Europa auf sich aufmerksam. Er landete zu Ausführung dieses kühnen Entwurfs zu Reggio in Calabrien nur mit drey Menschen. Bald vergrößerte sich diese kleine Anzahl auf hundert. Jetzt begab er sich auf den Weg nach Neapel, und bey seinem Eintreffen vor dieser Hauptstadt war sein Heer bis zu 25,000 Mann angewachsen. Am 5ten Juny rückte er ein. Eine weitere Folge dieser Einnahme war die Räumung Roms und Toskanas von Seiten der Franzosen. Im Jahr 1801 war er neapolitanischer Gesandter beym Pabst. Nach der Wegführung des Papsts lockte ihn Napoleon nach Paris, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und suchte auf alle Weise ihn in sein Intresse zu ziehen. Da aber diese Bemühungen fehl schlugen, wurde er ins Exil nach Bagneux Sceaux verwiesen. Später lebte er auf seinen Gütern im Königreich Neapel und beschäftigte sich mit der Landwirthschaft, bis ihn im Jänner 1821 sein König nach Laibach berief.

Integrität des Königreichs beyder Sicilien gesichert wurde. Dessen ungeachtet mußte Ferdinand in dem Frieden mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Presidi und s. w. abtreten und französische Truppen in seinem Königreiche aufnehmen; auch in dem Neutralitätsvertrage von 1805 versprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu gestatten. Als nun gleich wohl im Nov. 1805 eine russisch englische Flotte vor Neapel erschienen war, und 12,000 Russen gelandet hatten, so ließ Napoleon, der in diesem Schritte eine treulose Theilnahme Neapels an den Feindseligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land von seinen Heeren besetzen, und nöthigte 1806 die königliche Familie, nach Sizilien überzuschiffen. Hier wußte sich Ferdinand mit Hülfe der Engländer zu behaupten, zog sich jedoch, da seine Gemahlin mit den Engländern entzweyt war, 1809 auf einige Zeit von allen Geschäften zurück, indem er provisorisch resignirte und seinem Sohne Franz die Regierung übergab. Die Königin Carolina aber mußte im Dezember 1811 Sizilien verlassen, und ging über Konstantinopel nach Wien. Hierauf bewogen die Engländer den König Ferdinand im Jahr 1812, die Regierung wieder zu übernehmen.

Endlich hat der Wiener-Congreß Ferdinand IV. in allen seinen Rechten als König beyder Sizilien anerkannt (1814). Die königliche Familie ist seitdem wieder nach Neapel gegangen, wo sie am

17ten Juny 1815 einzog. Hierauf vereinigte Ferdinand den 8ten Dezember 1816 seine sämtliche Staaten diesseits und jenseits der Meerenge in ein Königreich beyder Sizilien, und nannte sich Ferdinand I. Den 27sten November 1814 vermählte er sich mit der verwittweten Prinzessin von Partana, nunmehr seit 1815 Herzogin von Florida. Im Jahr 1801 stiftete er den Ferdinand-Verdienstorden. Der Erbprinz Franz (geboren im August 1777), in zweyter Ehe, vermählt 1802 mit Isabella, Carls IV. von Spanien Tochter, geboren den 6ten July 1789, residirt seit dem July 1816 zu Palermo als Statthalter von Sizilien, und erhielt den 4ten Jänner 1817 den Titel Herzog von Calabrien. Ferdinands zweyter Sohn Leopold, Fürst von Salermo (geboren den 1sten July 1790), vermählt 1816 mit Clementine, Franz I. Kaisers von Oestreich, Tochter; ist seit 1815 Generalissimus der neapolitanischen Armee, und Präsident des Kriegsraths. Im Jahr 1818, 16ten Februar, schloß Ferdinand I. ein Concordat mit dem Pabste, wodurch die langen Mißhelligkeiten zwischen Neapel und Rom endlich ausgeglichen wurden. Ueber den persönlichen Charakter dieses Königs urtheilen selbst partheyische Schriftsteller, wie Gorani und andere mehr, günstig. Das Wohl seines Volks ligt ihm wahrhaft am Herzen. Die Nachricht von dem Erdbeben zu Messina und in Calabrien, im Jahr 1783, erschütterte ihn so, daß er vor Schmerz fast wahnsinnig wurde. Mit dem größten Eifer traf er alle möglichen An-

stalten, um den Unglücklichen beyzustehen.*) Dieser Monarch hat auch mehrere Wohlthätigkeitsanstalten gestiftet; dahin gehört die bekannte Colonie von St. Leucio, deren Beschreibung er selbst bekannt machte. Abbe Clemaroe hat sie ins fran-

---

*) Unter andern sandte König Ferdinand auch den jetzt so berühmten Grafen Joseph von Zurlo, den unglücklichen Calabresen zur Hülfe, und derselbe benahm sich in diesem Auftrag auf eine so ausgezeichnete Art, daß das in ihn gesetzte Vertrauen von Tag zu Tag wuchs, und er bald zu den höchsten Staatsämtern empor stieg. Während desselben Funktion als Minister der Finanzen, der Justitz und des Innern, hat er so viele seinen Charakter ehrende Beweise der Uneigennützigkgit und Großmuth gegeben, daß sein Andenken nie in jenem Lande erlöschen wird.

Mit Genehmigung seines alten Herrn war Zurlo 1809 in die Dienste des neuen Beherrschers von Neapel getreten, und verweilte darin bis zum Sturz der französischen Macht, wo er wieder in den Privatstand zurück trat, nachdem er vorher noch die Gemahlin Murats auf ihr Ansuchen bis Triest begleitet hatte. Bis im Sommer 1818 lebte er in Rom, einzig mit wissenschaftlichen und gelehrten Arbeiten beschäftigt, aber in so dürftigen Umständen, daß er zum Theil von der Unterstützung eines Bruders sich erhielt.

Noch in demselben Jahre (1818) kehrte er mit Bewilligung König Ferdinands in sein Vaterland zurück, und bey der jetzigen Umwandlung der Dinge ist ihm von Neuem das Portefeuille des Innern übergeben.

zösische übersetzt: „Origine de la population de S. Leucio, et ses progrès, avec les lois pour sa bonne police, par Ferdinand IV. Ferdinand legte sie zu seiner Erholung im Jahr 1775 an, und sorgte auch für die Erziehung der Kinder der daselbst angesiedelten Familien. Nach dem Abzuge der östreichischen Truppen war das Ministerium bemüht, das neapolitanische Heer neu zu bilden, die innere Sicherheit herzustellen und die Armen durch öffentliche Arbeiten zu beschäftigen, wozu 18 Millionen Franken angewiesen wurden, während am Hofe selbst eine strenge Sparsamkeit herrschte.

Bey dem Friedensschluß mit Algier, der unter Englands Vermittlung im Jahr 1816 statt fand, hat der König Ferdinand in die Fortdauer eines jährlichen Tributs von 25,000 Piaster eingewilligt, welcher auch im Jahr 1818 entrichtet worden ist. (Vgl. S. Convers. Lex. 3. Bd. S. 642.)

* * *

Anders gestaltete sich die Lage der Dinge im Jahr 1820, nachdem Spanien ein so auffallendes Beyspiel gegeben hatte.

Die Völker des Königreichs beyder Sizilien sehnten sich aber nicht nach einer Revolution (welche kein Volk der Erde wünschen kann), sondern nach Verbesserung ihrer Verfassung vermittelst höherer Volksberechtigung, wie solche in den

civilisirtesten Staaten Europens von den edelsten Fürsten eingeführt worden.

Die Nation wollte nur Abwälzung drückender Lasten *), aber keinen Wechsel seiner Regentenfamilie, welcher sie mit Liebe und Anhänglichkeit ergeben ist.

Gegen die Willensmeynung des über den eigentlichen Zustand seines Reiches getäuschten gutmüthigen Königs Ferdinand wußte man das Schweigen gesetzlich zu machen, und Menschen, welche sich nicht scheuten, das allgemeine Wohl ihrer Sebstsucht zu opfern, gelang es nunmehr durch manigfaltige üble Umtriebe, jene unglückliche Gährung zu bewirken, deren traurige Folgen jetzt so klar am Tage liegen.

---

*) Einsichtsvolle, bieder und aufgeklärt denkende Neapolitaner sagen laut: Unser König ist ein schätzenswerther Privatmann, ein edler Gatte und zärtlicher Vater, wir müßen ihn lieben; aber die häufigen Klagen des Volkes über die Schläfrigkeit und Unthätigkeit der Regierung über die Mißbräuche in der Staatsverwaltung 2c., 2c., sind so allgemein als gegründet.
Die Ansicht von der schlechten Verwaltung der eingezogenen geistlichen Güter gibt folgendes Beyspiel: Als die Jesuiten aus Sizilien vertrieben wurden, hinterließen sie bedeutende Besitzungen, welche im ersten Jahre 150,000 Dukaten, im 2ten 70,000, im

Folgende aus den geschätztesten Zeitschriften zusammengestellte Schilderung gewährt einen Ueberblick der im Königreich beyder Sizilien eben statt gehabten gewaltigen Vorgänge.

In der Nacht vom 1sten auf den 2ten July verließ das Cavallerie-Regiment Bourbon sein

---

3ten angeblich nur 40,000 eintrugen, und nach diesem letzten Masstabe berechnet, wurden solche beym Verkauf verschleudert.

Den Beichtstuhl betreffend (?) Verbrechen werden mit kleinen Ablaßgeldern nicht allein abgebüßt, sondern unter solchem Privilegium auch ungestraft fortgesetzt.

Das Königreich Neapel muß bey einer Bevölkerung von ungefähr fünf Millionen Seelen über 50,000 Weltpriester, gegen 60,000 Mönche und Nonnen, an deren Spitze 100 Bischöfe und 20 Erzbischöfe stehen, und das ein und eine halbe Million Einwohner zählende Sizilien, ein Heer von 80,000 Personen der Geistlichkeit, erhalten.

Die alljährliche Einnahme des Adels und der Geistlichkeit in Sizilien betrug bis dahin 150 Millionen Unzen, diejenige des Königs hingegen beläuft sich nur auf ein und eine halbe Million, während jene beyde bevorrechtete Stände zu den ordentlichen Steuern nur ein Achtzehntel und zu den außerordentlichen nur ein Zehntheil beytragen, Bürger und Bauern hingegen die übrige Masse! (— ? —)

Standquartier in Nola und steckte eine dreyfarbige Fahne auf, mit der Inschrift: „Es lebe die Constitution! die Farben waren die der Secte der Carbonari, *) welche seit einiger Zeit das Volk zu ermuntern suchte, dringend die konstitutionelle Regierungsform zu verlangen. Nach der allgemeinen Meynung waren es auch die Carbonari, welche in der königlichen Armee bereits so viele Proseliten gemacht hatten, daß die Truppen, welche ausgesandt wurden, um die Aufrührer in Nola wieder zur Ordnung zu führen, selbst zu ihnen übergiengen.

Der Abfall dieser Truppen und einiger Regimenter zu Neapel, gleichzeitige Bewegungen in den Provinzen, die Insurrektion vieler Ortsvorsteher bewiesen dem König nur zu sehr, daß es der Wunsch des Volkes sey, eine konstitutionelle Regierung zu erhalten.

Auf diese Weise schrecklich enttäuscht, erließ

---

*) Die Carbonari, (Köhler), eine weit ausgebreitete geheime Gesellschaft in Italien, welche den Zweck hatte, alle italiänische Staaten in einen Bund als Republick oder als konstitutionelle Monarchie zu vereinigen, und vom fremden Einfluß zu befreyen. Diese Gesellschaft hat sich schon vor mehreren Jahren zur Zeit der französischen Oberherrschaft gebildet, und soll damals von England unterstützt gewesen seyn.

der Monarch am 6ten eine Proklamation, welche hauptsächlich die Bekanntmachung einer Grundlage der neuen Constitution binnen 8 Tagen versicherte. Aber schon den folgenden Morgen forderte das mißtrauende Volk, mit solchem Andringen die Proklamirung der spanischen Constitution, daß endlich der König, die Minister, die öffentliche Beamten, und vorzüglich die Truppen, einen feyerlichen Eid, auf diese zum Grundgesetz des Königreichs erhobene Constitution beschworen. Dergestalt vereinigt stunden König und Volk, als die Cabinette Oestreichs, Rußlands und Preußens die Einmischung in Neapels Angelegenheiren für zweckmäßig erachteten.

Folgendes Schreiben Sr. Majestät des Kaisers Franz von Oestreich an Se. Majestät den König Ferdinand I. bezeichnet die ersten diesfalls geschehenen Schritte. *)

Mein Herr Bruder und theuerster Schwager!

„Ungünstige Umstände erlaubten mir nicht, die Briefe, welche Ew. Majestät vor vier Monaten an mich gerichtet haben, in Empfang zu nehmen. Aber die Begebenheiten, worauf sich jene Briefe

*) Zwey ähnliche Schreiben empfieng König Ferdinand I. von den erhabenen Monarchen Rußlands und Preußens.

beziehen mußten, haben nicht aufgehört, Gegenstände meines ernsthaftesten Nachdenkens zu seyn, und die verbündeten Mächte haben sich zu Troppau versammelt, um zugleich die Folgen in Betrachtung zu ziehen, womit diese Ereignisse den übrigen Theil der italiänischen Halbinsel und vielleicht das ganze Europa bedrohen. In dem wir den Beschluß zu dieser gemeinsamen Berathung faßten, haben wir uns nur noch den Transaktionen der Jahre 1814, 1815 und 1818 gerichtet. Ew. Majestät kennt, so wie ganz Europa, den Charakter und den Zweck dieser Transaktionen, auf welchen jene schützende Allianz beruht, und deren Richtung einzig dahin geht, bey jedem Angriff die Unabhängigkeit und die Länder-Integrität aller Staaten zu verbürgen, und Europas Wohlfahrt und Ruhe mit der Ruhe und Wohlfahrt eines jeden der Staaten, woraus es zusammengesetzt ist, sicher zu stellen.

Ew. Majestät werden demnach nicht zweifeln, daß die Absicht der hier vereinigten Cabinette keine andere sey, als das Interesse und die Glückseligkeit, deren Genuß die väterliche Sorgfalt Ew. Majestät Ihren Völkern wünschen muß, mit den Pflichten auszugleichen, welche die verbündeten Monarchen gegen ihre Staaten und gegen die Welt erfüllen müssen. Aber wir werden uns Glück wünschen, meine Verbündeten und ich, diese feyerlichen Obliegenheiten mit Beyhülfe Ew. Majestät auszuüben, und treu den von uns ausgesprochenen

Grundsätzen verlangen wir jetzt die Bewirkung von Ihrer Seite. Blos zu diesem einzigen Zweck machen wir Ew. Majestät den Vorschlag, sich in der Stadt Laibach mit uns zu vereinigen. Ihre Gegenwart, Sir, wird, wir sind dessen gewiß, eine so unerläßliche Ausgleichung beschleunigen, und wir laden Sie daher im Namen der theuersten Interessen Ihres Königreichs, und mit jenem Wohlwollen und jener Sorgfalt, wovon wir Ew. Majestät mehr denn einen Beweis gegeben zu haben glauben, hiemit ein, daß Sie kommen, und neue Beweise der wahren Freundschaft empfangen, die wir für Sie hegen, so wie der Freymüthigkeit, welche die Grundlage unserer Politik ausmacht. Empfangen Sie die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung und der unveränderlichen Anhänglichkeit, womit ich bin Ihr guter Bruder, Schwager und Verbündeter.

Troppau, den 20sten November 1820.

Unterzeichnet: Franz.

Verschiedene Berathungen fanden nun zwischen dem Monarchen und dem Parlamente statt, dann aber ließ Neapels Volk seinen geliebten Regenten ruhig jener Einladung folgen.

Am 8ten Jänner 1821 traf König Ferdinand I. zu Laibach ein, und bald darauf erschien die weitläuftige bekannte Deklaration des Wiener-Cabinets, welche von der Neapolitanischen Nation

unbedingte Unterwerfung, Wiederherstellung der Dinge auf den alten Fuß, und stille Duldung der einstweiligen Besetzung des Königreichs durch die österreichische Truppen, unverweilt verlangte, oder im Gegenfall Derselben alle Schrecknisse eines verderblichen Krieges verhieß.

Wirklich wurde auch ein österreichisches Armeecorps (beyläufig 80,000 Mann) unter dem Oberbefehl des General Feldmarschall Lieutenants Baron von Frimont in Bewegung gesetzt, welches schon am 6ten Februar den Pofluß überschritt, *) nachdem ein Theil desselben in Oberitalien — von Südtyrol an bis zur piemontesischen Gränze — als Beobachtungs-Corps zurückgeblieben. Inzwischen erhielt der Prinz-Regent **) zu Neapel von seinem königlichen Vater in Laibach folgendes Schreiben:

---

*) Mit 50 Bataillons, 40 Eskadrons und 17 Batterien. Angeführt durch die Generale Graf von Wallmoden, Prinz von Wied-Runkel, Freyherr von Stutterheim, Prinz Philipp zu Hessen Homburg, und Freyherr von Lederer.

**) Kronprinz Franz Johann Joseph, Herzog von Calabrien, ein edler den Wissenschaften in hohem Grade ergebener Fürst. Seine Erzieher waren die Gebrüder Haus aus Würzburg; wovon der ältere Professor des Staatsrechts gewesen, und der jüngere, mit den lebendigen Sprachen vertraut ist.

Laibach, den 28sten Jänner 1821.

Geliebter Sohn! Ihr kennt meine Gesinnungen für das Wohl meiner Völker, und die Gründe, welche mich allein bewogen haben, trotz meinem Alter und der gegenwärtigen Jahreszeit eine so lange und beschwerliche Reise zu unternehmen. Ich sahe ein, daß unser Land von neuem Mißgeschicke bedrohet war, und glaubte daher, daß mich keine Rücksicht abhalten durfte, einen Versuch zu machen, den mir die heiligsten Pflichten geboten. Gleich bey den ersten Unterredungen mit den Souverainen, nach den Mittheilungen, die mir gemacht worden sind, und den Berathungen, welche zwischen den vereinigten Cabinetten in Troppau statt gefunden hatten, blieb mir nicht der geringste Zweifel über die Art, wie die Mächte die Ereignisse in Neapel vom 2ten July bis auf den heutigen Tag ansehen. Ich fand sie unwiderruflich entschlossen, den Stand der Dinge, wie er sich aus diesen Ereignissen gebildet hatte, und noch würde bilden können, nicht anzuerkennen, ihn als unverträglich mit der Ruhe meines Reiches und mit der Sicherheit der benach-

*) Anmerk. Laibach ist die Hauptstadt des Königreichs Illirien, an der schiffbaren Laibach, über die eine 450 Schritt lange Brücke führt. Die Stadt hat 950 Häuser, und 9000 Einwohner, ohne die Garnison. Sie ist der Sitz eines Bischofs des Guberniums, der Zoll-, Salz- und Mauthgefäll-

barten Staaten zu betrachten, und ihn mit der Gewalt der Waffen zu bekämpfen, wenn Ueberredung nicht das augenblickliche Aufhören desselben herbeyführen könnte. Das ist die Erklärung, welche mir sowohl die Souveraine als die respektiven Bevollmächtigten gegeben haben, und von der sie nichts mehr abzubringen vermag. Es ist außer den Gränzen meiner Macht, und wie ich glaube, aller Möglichkeit, ein anderes Resultat zu erzielen. Es kann daher keine Ungewißheit über die Alternative, in die wir gesetzt sind, noch über das einzige Mittel statt finden, das uns offen bleibt, um mein Reich vor der Geisel eines Krieges zu bewahren. Im Falle daß die Bedingung, auf welcher die Souveraine bestehen, angenommen würde, sollen die Masregeln, welche die Folge davon seyn würden, nur mit meiner Zuziehung festgesetzt werden. Ich muß euch daher darauf aufmerksam machen, daß

Verwaltungen für das Königreich, des Kreisamts und der übrigen höheren Landesbehörden, eines Lyceums und bischöflichen Seminars, einer Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste. Der Speditionshandel nach dem adriatischen Meer ist hier von großer Bedeutung. Die Umgebungen sind Gebürge und Sümpfe, letztere von vier Meilen Umfang. Das Clima ist rauh, und die Nähe des italiänischen Himmels hier nicht zu ahnen. Durch den Monarchen-Congreß hat jetzt diese Stadt einen welthistorischen Namen erlangt.

die Monarchen eine Garantie verlangen, welche für den Augenblick nöthig erachtet worden ist, um die Ruhe der benachbarten Staaten sicher zu stellen.

Was das System betrifft, das dem gegenwärtigen Stand der Dinge folgen soll, so haben mir die Souveraine den allgemeinen Gesichtspunkt angegeben, unter welchem sie diese Frage betrachten. Sie sehen die Masregeln, welche ich ergreifen werde, um meiner Regierung die Stabilität, deren sie bedarf, zu geben als einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit für die Sicherheit und Ruhe der an mein Reich gränzenden Staaten, und folglich ganz Europa's an, ohne deßwegen meinen freyen Willen in der Wahl dieser Masregeln beschränken zu wollen. Sie wünschen aufrichtig, daß ich mich mit den redlichsten und verständigsten meiner Unterthanen umgebe, und mit ihnen das wahre und dauerhafte Interesse meiner Völker berathe, ohne die nöthige Rücksicht für die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens aus dem Auge zu verlieren, und daß aus meinen Bestrebungen und Verbesserungen ein Regierungssystem hervorgehe, das geeignet wäre, auf immer die Ruhe und Wohlfahrt meines Reiches zu verbürgen, und zu gleicher Zeit die andere Staaten Italiens, sicher zu stellen, indem es die Gründe zu Beunruhigungen aus dem Wege räumt, welche die letzten Ereignisse in unserm Land gegeben

haben. Es ist mein Wunsch, geliebtester Sohn! daß Ihr gegenwärtigem Schreiben alle die Oeffentlichkeit gebt, welche es erhalten soll, damit sich niemand über die gefährliche Lage, in der wir uns befinden, täuschen kann. Wenn dieser Brief die Wirkung hervorbringt, welche mich so wohl das Bewußtseyn meiner väterlichen Absichten, als das Vertrauen auf Euere Einsicht und auf das gesunde Urtheil und den Rechtlichkeitssinn meiner Völker erwarten lassen, so ist es dann Eure Sache die öffentliche Ruhe zu erhalten, bis ich Euch meinen weitern Willen wegen Wiederanordnung der Verwaltung kund geben kann. Ich umarme euch von Herzen und bin, segnend, Euer gewogenster Vater.

Ferdinand.

Während dessen war man in Neapel keineswegs müßig, sondern mit kaum denklicher Regsamkeit geschahen die Vorbereitungen um dem sich nährenden Ungewitter kräftig zu begegnen. Die Nachricht des Marsches der Oestreicher gegen Neapel beschwichtigte den Streit aller Partheyen. Ein die Gränzen der Glaublichkeit übersteigender Wetteifer in Darlegnng von Opfern des Patriotismus, beseelte diese Nation.

Den 28sten Jänner hatte die Fahnenweihe der Nationalgarde durch den Erzbischof von Neapel in

der Kirche Piedigrotte statt. Dieser Feyerlichkeit wohnten der Prinz-Regent mit seiner Familie, der Prinz Leopold und die sämtlichen Autoritäten bey.

Von allen Seiten des Königreichs eilten Freywillige zu den Fahnen, und unter ihnen über 20,000 Veteranen, welche sich zur Reserve stellten.

Viele vornehme Frauen haben, nach dem Beyspiel der Prinzessin-Regentin, ihren ganzen Schmuck auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt. Offiziere des höchsten Ranges, die längst in Ruhestand versetzt waren, erboten sich als Gemeine in den Reihen zu dienen, andere verpflichteten sich während der Dauer des Kriegs auf ihren Sold zu verzichten. Feinde wurden Freunde und verbanden sich eidlich zur gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlands. *)

---

*) Die auf 100,000 Köpfe geschätzte neapolitanische Armee besteht aus Individuen aller Classen und Stände der Bewohner des Königreichs, nur allein die Lazaroni sind von jeder Theilnahme an der Vertheidigung dieses Landes ausgeschlossen und streng im Auge gehalten, da man sich ihrer zur Zeit der einstigen Revolution verübten Greuelthaten noch mit Schaudern erinnert. In jener fürchterlichen Epoche brateten die Lazaroni Menschen auf den Straßen, und bettelten dabey von den Vorübergehenden etwas Geld, um Brod zu ihrem Braten zu kaufen;

Die am 30ten Jänner dem neapolitanischen Parlamente eingenhändigte Sanktion der neuen Verfassung, begleitete der Prinz-Regent mit folgender Zuschrift:

„Meine Herren Deputirten vom National-Parlamente!“

„Ich habe die Constitution geprüft, welche das Parlament in Folge meiner Erinnerungen gegen einige Artikel der am 1sten Jänner vorgeschlagenen Modifikationen redigirt hat. Diese neue Arbeit habe ich nun sanktionirt, um der Nation einen einleuchtenden Beweis von meiner lebhaften Begierde zu geben, unsere politische Verfassung ohne fernern Verzug in voller Kraft und dadurch ihr Glück desto mehr gesichert zu sehen.“

Neapel, den 29sten Jänner 1821.

Unterzeichnet Franz.

Der Minister des Innern,
Marchese Auletta.

Den 7ten Februar traf der vorhin erwähnte Brief des Königs Ferdinand I., und am 10ten der nach Laibach berufen gewesene Duca di Gallo,

---

viele trugen abgeschnittene Gliedmassen der unglücklichen Schlachtopfer herum, und wenn sie einem Mann begegneten, den sie für einen Patrioten hielten, so zeigten sie ihm triumphirend ihre blutige Beute.

Neapolitanischer Minister des Auswärtigen in Neapel ein. Schon vor Ankunft dieses Ministers war durch jenen Brief das Benehmen des Königs bekannt geworden, welche Nachricht auf die Neapolitaner einen so widrigen Eindruck machte, daß selbst die Gemüther der Gleichgültigsten sich mit Unwillen erfüllten.

Den 8ten Februar wurde das am Molo vor Anker liegende Linienschiff San Fernando, und mit demselben die darin aufbewahrten Seebedürfnisse, der Fregatte Sirene ein Raub der Flammen.

Der Schluß der Depesche (d. dato Laibach 31sten Jänner) des Grafen Nesselrode, Ministers des Auswärtigen, Sr. Majestät des Kaisers von Rußland an den russischen Minister Grafen Stakelberg, zu Neapel, in welcher Letzterem die Verhandlungen zwischen den verbündeten Monarchen und ihre Beschlüsse hinsichtlich des Königreichs zum Verhalt mitgetheilt sind, lautet also:

„Um, so viel bey uns ligt, das Benehmen des Königs gegen den Prinzen seinen Sohn zu unterstützen, laden wir sie ein:"

„1) dem Herzog von Calabrien zu erklären und zu betheuren, daß die Beschlüsse der verbündeten Souveraine in Allem mit dem Brief übereinstimmen, den ihm sein Vater geschrieben."

„2) Demselben zu erklären, daß es nun bey Sr. königlichen Hoheit stehe, zu erwägen, und durch seine Räthe erwägen und beurtheilen zu lassen; auf einer Seite: welche Vortheile eine freywillige Vergessenheit der Ereignisse vom 2ten July und ihrer Folgen darbieten — auf der andern Seite: in welch unvermeidliches Elend die Weigerung der väterlichen Stimme des Königs zu gehorchen, dasselbe stürzen würde."

„3) Sr. königlichen Hoheit vorzustellen, wie dringend es sey, die schleunigsten und schicklichsten Mittel zu ergreifen, um dem traurigen Zustande ein Ende zu machen, in welchem das Reich sowohl wegen der innern Krämpfungen, als der von Außen drohenden Gefahren sich befindet."

„Ew. Excellenz werden gegenwärtige Depeschen dem Herzog von Calabrien unter Versicherung mittheilen wollen, daß die verbündeten Souveraine ihre aufrichtigsten Wünsche mit jenen seines erlauchten Vaters vereinigen, auf daß das Benehmen Sr. Majestät vom glücklichsten Erfolge seye, jede Maßregel der Strenge, wozu die Souveraine nur mit höchstem Widerwillen sich entschlossen vorbeugen, und so schnell als möglich Ordnung und Friede im Reiche beyder Sizilien wieder herstellen möge."

Eine zweyte Depesche des kaiserlich russi-

schen Ministers des Auswärtigen, Grafen von Nesselrode aus Laibach, an den Grafen von Stackelberg, außerordentlichen Gesandten des Hofes von St. Petersburg bey dem von Neapel, beginnt also:

„Herr Graf! Den Instruktionen, die ich Ihnen, mit erster Depesche vom heutigen Tage zukommen ließ, befand sich eine Uebersetzung des von Sr. Sizilianischen Majestät an Ihren erlauchten Sohn gerichteten Schreibens (vom 28sten Jänner) beygeschlossen. Ich füge nun einige Bemerkungen über die Natur der Bürgschaft bey, in welche zu willigen Sr. Sizilianische Majestät sich genöthigt sehen, weil Ihre Verbündeten sie im allgemeinen Interesse von ganz Italien verlangten. Dieses unerläßliche Pfand der Ruhe Italiens, wäre die vorübergehende Anwesenheit einer Occupations-Armee, die in die Staaten Ihrer Majestät, nur im Namen der Mächte einrückte, welche fest entschlossen sind, nicht länger eine durch Aufstand aufgedrungene, und die Sicherheit der Nachbarstaaten gefährende Regierung zu Neapel bestehen zu lassen. Diese Armee würde unter den Befehlen des Königs stehen und die Besetzung selbst wäre immer nur eine vorübergehende Maßregel, und könnte in keinem Falle der politischen Unabhängigkeit des Sizilianischen Reiches den geringsten Eintrag thun. Sie können den Herzog von Calabrien benachrichtigen, daß Sie von die-

sem, von den verbündeten Mächten ergriffenen Beschlusse unterrichtet sind. Wenn Se. königliche Hoheit Sie einladet, denselben öffentlich bekannt zu machen, so können Sie sich Ihren Gesinnungen fügen; in diesem Falle werden Sie den unmittelbaren Aufbruch der Armee leicht erklären, und die Gemüther der Neapolitaner beruhigen können, indem Sie ihnen sowohl den wahren Zweck, als die Natur der Besetzung offenherzig zu erkennen geben. Sollte der Herzog von Calabrien aber für besser halten, über diese Bürgschaft das Stillschweigen zu beobachten, so werden Sie auch hierin seinem Beyspiele folgen. Noch muß ich Sie benachrichtigen, daß in Folge der zwischen den verbündeten Cabinetten statt gefundenen Besprechungen dem Königreiche beyder Sizilien in dem Falle keine Kriegscontribution auferlegt werden soll, wo eine freywillige Mißbilligung der Vorfälle vom 2ten und 6ten July, den verbündeten Mächten erlaubte, nicht zu den Waffen zu greifen, rc, rc."

„Am 9ten Februar ertheilte der Prinz-Regent den Gesandten Rußlands, Preußens, und dem Geschäftsträger von Oestreich die begehrte Audienz. Diese Diplomaten legten die von ihren Höfen erhaltene Instruktionen (in Betreff der vom Congresse zu Laibach hinsichtlich Neapels ergriffenen Maßregeln) vor, und setzten die Erklärung bey, daß das östreichische Heer in Ita-

lien Befehl zum Aufbruch erhalten habe, und vorwärts rücke, um das Reich entweder freundschaftlich zu besetzen, oder mit Gewalt in dasselbe zu dringen. In letzterem Falle, bemerkten sie, würde eine beträchtliche russische Armee der Oestreichischen zur Stütze unverzüglich folgen, rc. Den Schluß machte die Aeusserung, daß die verbündeten Mächte in die Klugheit und die Talente Sr. königlichen Hoheit das Zutrauen hegten, daß dieselben die Nation zur gewünschten Ordnung der Dinge zurückführen würden:"

Der Prinz-Regent antwortete: „Er seye zwar für dieses Zutrauen verbunden; aber er könne es nicht gleichgültig ansehen, daß man ihn zum Werkzeug gebrauchen wolle, um Neapels constitutionelles System umzustürzen. Getreu den geleisteten Eiden und entschlossen, sich nie von der Nation zu trennen, habe er Derselben sich ganz geöffnet, und diese sich ihm ganz hingegeben."

„Er verhehle sich zwar die schweren Folgen nicht, die aus dem gegenwärtigen Zustand der Dinge entspringen können, aber er wolle lieber das Schicksal der Nation theilen, als dem einmal betretenen Wege den Rücken wenden, und seine Beschlüsse abändern."

„Als Sohn, Vater und Haupt der Nation, habe er eine dreyfache Pflicht zu erfüllen;

wollte er aber von der Linie abweichen, die er sich vorgezeichnet, so würde er alles Recht nicht nur auf die Achtung der Nation, sondern selbst auf die fremden Mächte verlieren."

„Die Gesandten erwiederten: es seye sehr schmerzhaft, daß in diesem Falle die vollziehende Gewalt blos eine leidende Rolle spielen müsse, und nicht die nöthige Macht besitze, um sich auf der Höhe der Umstände zu halten. Worauf der Prinz-Regent entgegnete: und wenn sie auch alle mögliche Macht hätte, würde sie dieselbe doch nie gegen die Nation, sondern vielmehr zu ihrem Schutz und Vortheil verwenden; er könne von seinen Schwüren nicht weichen, noch seinen Plan aufgeben, die Nation von Allem aufrichtig in Kenntniß zu setzen; er halte sich endlich auf ewig an sie gebunden, da sie während der sieben Monaten ihrer politischen Wiedergeburt — und die Fremden selbst müßten ihr dies Zeugniß geben! die größte Mäßigung und die vollste Ehrfurcht gegen den König und die königliche Familie an den Tag gelegt."

An demselben Tage (9ten Februar) erklärte der französische Geschäftsträger, Ritter von Fantanay, in der von dem Prinz-Regenten erhaltenen Privataudienz:

„Die vom König seinem Herrn nach Laibach

abgeordneten Bevollmächtigten hätten ihn benachrichtiget, daß sie denen gemeinschaftlich für die Gesandten Oestreichs, Preußens und Rußlands ausgefertigten Instruktionen, in der Hoffnung beygetreten wären, die Gefahren zu beseitigen, womit die neapolitanische Nation bedroht wäre; ihm, dem Geschäftsträger sey insbesondre aufgetragen worden, seine Schritte mit jenen der genannten Gesandten jedesmal zu vereinigen, wenn sie die Absicht hätten, alle Mittel der Aussöhnung zu Gunsten des Königs und des Reichs beyder Sizilien zu erschöpfen, und Letzterem alle die unvermeidlichen Uebel zu ersparen, die ein Krieg mit sich führen müßte."

Nach diesen Audienzen, wurden die Minister berufen, worauf ihnen der Prinz-Regent vorerst ein selbst aufgesetztes, äußerst rührendes, fünf Seiten langes Schreiben, an seinen königlichen Vater als Antwort auf dessen Brief vom 28sten Jänner vorlas; sodann die Versicherung wiederholte, „daß er auf jeden Fall entschlossen seye, das Schicksal der Nation zu theilen, und für Recht, Unabhängigkeit und Ehre das eigene Leben, und was ihm noch theurer seye, das seiner Familie daran zu setzen, ꝛc., ꝛc."

Alles dieses wurde unterm 10ten Februar der permanenten Commission durch den bey den Audienzen gegenwärtig gewesenen Commandeur Pig-

natelli mündlich mitgetheilt und von Derselben dem Volk vermittelst einer Adresse: folgendes bekannt gemacht.

„Ein Brief vom 28sten Jänner aus Laibach datirt, von Sr. Majestät dem König an Se. königliche Hoheit den Prinz-Regenten gerichtet, und von diesem dem Ausschuß des Parlaments vertraulich mitgetheilt, versetzt Letztern in die Nothwendigkeit, das Parlament außerordentlicherweise zusammen zu berufen. Es geschieht dieses in Gemäßheit einer durch den Prinz-Regenten verfassungsmäßig an den Ausschuß zu erlassenden Einladung, um alle diejenigen Masregeln zu ergreifen, welche die Würde und die Ehre der Nation beyder Sizilien erheischen.“

Am 13ten Februar versammelte sich das auf eine Botschaft des Prinz-Regenten durch die permanente Deputation außerordentlich zusammen berufene Parlament, und nachdem solches mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten Herrn Galdi zu seinem Präsidenten erwählt hatte, eröffnete Derselbe

---

Anmerkung. Nach der neuesten Berechnung beläuft sich die Seelenzahl in dem Königreich beyder Sizilien auf — 6,620,000 (auf 2,034 Quadratmeilen). Das Königreich diesseits der Meerenge zählt — 144 Städte, 2067 Flecken und Dörfer: In Sizilien — 45 Städte, und 352 Flecken und Dörfer.

die vorbereitende Junta *) durch eine Rede, welche also schließt:

„Wir wollen vertrauen auf unsern redlichen, immer friedlichen Willen, auf die Stärke, auf die Vereinigung aller Söhne des Vaterlandes. Oft werden die größten Schiffe an einem kleinen Felsen zersplittert. Es ist nicht das erstemal, daß die größten Völker der Welt ihre Macht gebrochen sehen, und daß ihr Stolz an wenigen Schaaren freyer Bürger stumpf wird. Wir haben den Krieg nicht gewünscht, nicht dazu herausgefordert; wir treiben Gewalt mit Gewalt zurück. Wir vertheidigen, was uns das Heiligste ist, unsere Gesetze, unsre Verfassung!!“ — —

Lauter Beyfall erfüllte den Saal und der freudigste Muth theilte sich der Menge mit, welche den National-Pallast (ängstlich des Beschlusses der gesetzgebenden Versammlung harrend) umlagerte. Wie der Duca di Gallo als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Aktenstücke in Bezug auf die zu Laibach gefaßten Beschlüsse verlesen und in einer Rede erläutert hatte, übertrug das Parlament die diesfalisige Berichterstattung einer besondern Commission. Am 14ten erließ dasselbe einen Aufruf an die neapolitanische Armee, worin es unter andern heißt:

*) Junta, ein hohes Collegium für Staatssachen, jetzt in Spanien wieder Cortes genannt.

„Wie unglücklich wäre derjenige, der nicht zu seinen Söhnen, Enkeln und Mitbürgern einst mit Wahrheit sagen könnte: Auch ich kämpfte, als man unsre Freyheit angriff; ich war am Schlachttage anwesend, wo die Waffen von Neapel über unsere Feinde triumphirten, ich habe die Wälle der Stadt vertheidigt, die sie vergeblich angriffen; an dem und dem Tage floß mein Blut für das Vaterland, für die Verfassung und für den Fürsten, der sie beschworen hat.“

Den 15ten Februar fand zu Neapel die merkwürdige Parlaments-Sitzung statt, in welcher Herr Borelli im Namen der Commission über die dem Parlament durch den Herzog di Gallo überreichten, die Verhandlungen des Congresses zu Laibach betreffenden, Aktenstücke Bericht erstattete.

In flüchtiger Zeichnung schilderte er die Ereignisse in Neapel und Europa seit 30 Jahren; die Ursachen, welche Neapels politische Reform begründet, ꝛc., ꝛc. Mehrere Redner nahmen nach ihm das Wort mit Heftigkeit gegen die Beschlüsse des Congresses sprechend:

Herr Berni sagte: „Die Gerechtigkeit sey für Neapel, folglich werde es auch der Sieg seyn, so wie er sich für das heldenmüthige Spanien gegen den großen Despoten Europas erklärt habe.

Sollten aber auch die Neapolitaner fallen, so würden sie fallen wie die untergehende Sonne, welche strahlend ins Meer sinke; fallen würdig des Landes, in dem die Gebeine des Zaleucus der Scipione ruhen; fallen, ihren Kindern zum Erbtheil Nationalrache lassend, das einst ein glücklicher Hannibal geltend machen werde; fallen, aber mit der Ueberzeugung, daß aus ihrer Asche der Phönix der Vaterlandsliebe verjüngt erstehen werde."

Herr Nikolai sprach, er könne nicht glauben, daß der König, welcher noch vor Lichtung der Anker, und in den Gewässern von Baja, am Bord eines englischen Schiffes, den Repräsentanten des Volks seine Schwüre wiederholt, der zu Florenz und anderwärts, wo er frey gewesen, dasselbe geäußert, plötzlich zu Laibach seine Gesinnungen geändert habe, ꝛc., ꝛc.

Das Nationaldepartement erklärte hierauf durch Beschluß vom 15ten Februar:

1) daß es nicht in seiner Befugniß stehe, in irgend einen der Vorschläge einzuwilligen, welche ihm von Seiten Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und der Kayser von Oestreich und Rußland mitgetheilt worden sind, da diese Vorschläge auf Vernichtung der gegenwärtigen Constitution und Besetzung des Reiches gehen;

2) daß es sich außer Stande betrachtet, irgend

einen vergangenen oder zukünftigen Akt Sr. Majestät des Königs, der den von ihm der Constitution geleisteten Eiden zuwider ist, dessen freyem Willen zuzuschreiben, und daß es demnach, in Bezug auf solche Akte, Sr. Majestät als im Zustande des Zwanges befindlich ansieht;

3) daß während dieses Zustandes des Zwanges Sr. Majestät des Königs, dessen erlauchter Sohn der Herzog von Calabrien die Regentschaft des Reichs nach der im Dekret vom 10ten Dezember 1820 bezeichneten Art fortführen wird;

4) daß in Gemäßheit der in vorstehenden Artikeln enthaltenen Erklärungen und nach der Constitution alle Masregeln zur Rettung des Staats zu ergreifen sind.

In Betreff ferner der Nothwendigkeit, die Grundsätze des Staatsrechts, welche die Nation beyder Sizilien beseelen, immer mehr an den Tag zu legen, erklärt das Parlament:

a) „daß die Nation beyder Sizilien die natürliche Bundesgenossin aller derjenigen ist, welche ihre Constitution oder eine ähnliche genießen, und zwar nach den besondern auf constitutionellem Wege festzusetzenden Verhältnissen;

b) daß sie sich nicht in die Regierung anderer Nationen mischt; daß sie aber auch nicht duldet, daß andere sich in die ihrige mischen, und daß

sie gesonnen ist, alle ihre Mittel anzuwenden, damit keine Macht von diesen Grundsätzen abweiche:

c) daß die Nation allen Fremden, welche wegen liberaler Meynungen aus ihrem Vaterlande verbannt sind, Zuflucht gestattet;

d) und endlich, daß sie nie mit einem Feinde, so lange derselbe ihr Gebiet besetzt hält, Frieden schließt."

Die von der Commission einmüthig angenommenen Dekrets-Entwürfe wurden am 16ten Februar dem Prinz-Regenten mit einer Adresse überreicht, aus welcher wir folgendes ausheben:

„Königliche Hoheit! das Parlament hat mit Vergnügen gesehen, daß nur eine Gesinnung durch alle Klassen herrscht, die nämlich, sich gegenseitig zu vertheidigen, und kein fremdes Joch zu dulden. Unter die Züge, welche es vorzüglich rührten, gehört das Anerbieten des wohlverdienten Bürgers, General-Lieutenant Herzog von Ascoli, der für das Vaterland und die regierende Dynastie zu kämpfen sich erbietet. Das Parlament zweifelt nicht, daß Ew. Königliche Hoheit die Ergebenheit dieses alten Freundes Ihres erlauchten Vaters benutzen werden, rc., rc."

Der Prinz-Regent antwortete: „Ich vernehme die Entschließung des Parlaments, und bin mit dessen Weisheit wohl zufrieden. Vor Allem

danke ich ihm, die wahren Gesinnungen Sr. Majestät meines erhabenen Königs und Vaters, und die meinigen durchdrungen zu haben."

„Ich werde die Dekrete, die sie mir vorgelegt haben, prüfen, und zweifle zum Voraus nicht, daß sie auf die Vertheidigung und den Ruhm der Nation gerichtet seyn werden."

„Mit Theilnahme sehe ich, daß das Parlament auf das Anerbieten des Herzogs von Ascoli *) dieses alten Freundes Sr. Majestät des Königs Werth legt, und ich werde mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihn für den Dienst des Königs und des Vaterlandes zu verwenden. Ihnen aber wiederhole ich die Versicherung, daß ich das Schicksal der Nation theilen, und in

---

*) Das Schreiben des Herzogs von Ascoli an den Prinz-Regenten lautete:

„Königliche Hoheit! Unser Vaterland und Ihre Dynastie sind von einem außerordentlichen Krieg bedroht. Ich habe in dem nicht kurzen Laufe meines Lebens immer beyde geliebt und beyden gedient. Ich wünschte daher eine militärische Anstellung, und fordere sie von Euer königlichen Hoheit, wobey ich Sie bitte, versichert zu seyn, daß der gefährlichste Platz, wenn er dem Dienste nützt, meinem Herzen der angenehmste ist."

Neapel, den 15ten Februar 1821.

keinem Falle mich von ihr und meinen Schwüren trennen werde."

Zu einer Abtheilung der National-Garde, welche der Prinz-Regent zu dieser Zeit musterte, sprach derselbe:

„Wir müßen das Vaterland retten, oder ehrenvoll unter seinen Trümmern uns begraben."

Unterm 17ten Februar erließ die constitutionelle Regierung des Königreichs beyder Sizilien ein weitläuftiges Manifest, worin Dieselbe hinsichtlich des Bannfluches, welchen der Congreß zu Laibach auf dieses Land geschleudert habe, ihre Schritte rechtfertigend, an die Meynung aller kultivirten Völker Europas appellirte.

In Folge der erwähnten Anordnungen formirte sich die neapolitanische Armee in zwey Corps.

An der Spitze des einen General-Lieutenant Wilhelm Pepe. Solches bestand aus 46 Bataillons und nur einigen Escadrons, befehligt von den Generalen Russo und Verdinois *)

Das andere Corps wurde unter den Oberbefehl des Generals Carrascosa gestellt. Es zählte 76

*) Dieses Corps ward bestimmt, die Gränze der Provinz Terano zu besetzen, wo das Terrain den Gebrauch der Reuterey nicht gestattet.

Bataillons und 36 Escadrons; über Letztere war dem Herzog von Roce Romana das Commando verliehen, unter ihm der Prinz Campana und der Marquis Gugliano. Die Infanterie dieses Corps bildete drey Divisionen, befehligt durch General-Lieutenant Filangieri, Baron Ambrosio und General-Lieutenant Baron Arcovito. General-Lieutenant Pedrinelli führte den Oberbefehl über die Artillerie. An der Spitze des Geniewesens stand General Descamarde, und die Stelle als Chef des Generalstaabes bekleidete General Florestan Pepe.

Das neapolitanische Geschwader, aus dem Linienschiff Capri, vier Fregatten und mehreren kleinern Kriegsschiffen bestehend, befehligte der Seecapitaine Bausan *)

Nachdem diese Truppencorps die ihnen angewiesenen Stellungen bezogen, und alle nöthig erachtete das Innere des Reichs betreffende Vor-

*) Unter denen vom Prinz-Regenten sanktionirten Dekreten des Parlaments befand sich auch eines, welches, in Erwägung des Dekrets vom 23sten Februar (das die Beuten zu Land und zur See den Beutmachenden zuspricht, allen neapolitanischen Schiffen erlaubt, auf die österreichischen Schiffe Jagd zu machen, und ihnen alle Prisen mit dem Vorbehalten zuerkennt, daß der Staat die auf den genommenen Schiffen befindlichen Lebensmittel und Munition einlösen kann.

kehrungen, durch den Prinz-Regenten im Einverständniß mit dem Nationaldepartement getroffen, auch Sr. königlichen Hoheit Letzterm ihren eilfjährigen Sohn (Prinzen Ferdinand, Herzog von Noto, geboren den 12ten Jänner 1810) gleichsam als zurücklassende Bürgschaft vorgestellt und endlich noch nachstehende zwey Proklamationen erlassen hatten, reißten Dieselben am 8ten März — in Begleitung des Generals Parisi, des Herzogs von Ascoli und Ihrer Adjutanten Prinz Pignatelli und Marquis Brancaccio zur Armee ab.

I. „Die gegenwärtigen Kriegsumstände machen meine Anwesenheit beym Heere nothwendig. Ich begebe mich dahin und werde abwechselnd, mich ins Lager und in die Hauptstadt verfügen, um die vielfältigen Staatsgeschäfte nicht zu vernachläßigen. Während meiner Abwesenheit bleibt mein Gemüth ruhig, indem ich unter euch zurück lasse, was mir das Theuerste ist, meine geliebte Familie. Ich vertraue ganz auf die mir von Neapels Bevölkerung beständig bezeugte Zuneigung, und besonders auf das vortreffliche Betragen und den Eifer der wackern Nationalgarde, die mich in den Stand setzte, das Linienheer ganz zur Vertheidigung der Nation verwenden zu können. Mein Zutrauen in die Neapolitaner ist unbegränzt, so wie ich mit Vergnügen sehe, daß es auch das ihrige in mich ist. Dieses gegenseitige Gefühl wird gewiß durch den Erfolg gerechtfertiget werden.“

II. An die Völker der beyden Sizilien: „Ein nicht herausgeforderter Feind bedroht die Unabhängigkeit der Nation und des Thrones. Er verlangt, daß wir selbst in die Zerstörung unserer Freyheiten willigen sollen, und läßt uns keine andre Wahl, als Unterwerfung oder Krieg. Völker beyder Sizilien! Die Wahl kann nicht zweifelhaft für die Nation seyn, die ihrer Würde nicht entsagte und die Gerechtigkeit ihrer Rechte kennt. Der edle Eifer, den ihr in Unterstützung einer so ehrenvollen Sache zeigt, gibt mir das glückliche Vorgefühl, daß Gott unsre Unschuld beschützen, und unsere Anstrengungen segnen werde. Ich bot meine ganze Sorgfalt auf, um die Mittel zu unsrer Vertheidigung herbey zu schaffen."

„Ein zahlreiches Kriegsheer steht an den Gränzen; neue Truppen langen daselbst jeden Tag aus dem Innern des Reichs an; alle Stände der Nation eilen in die Wette zur Vertheidigung des Vaterlandes herbey. Wenn das Zutrauen in die eigenen Kräfte einen Bürgen für glücklichen Erfolg bildet, so kann dieses Zutrauen weder größer noch allgemeiner werden. Eintracht und Standhaftigkeit sind die Tugenden, die ich euch in allen möglichen Wechselfällen des Krieges und des wandelbaren Glückes anempfehle. Stellt euch kühn jeder Gefahr, jeder Beschwerlichkeit entgegen, und ihr werdet dann die Gefahren sich vermindern sehen.

Erinnert euch, daß eine Nation, die für ihr Vaterland und für ihre Unabhängigkeit kämpft, unüberwindlich ist. Ich werde immer mitten unter euch seyn, und an allen euren Gefahren theilnehmend schmeichle ich mir, daß wir mit diesem ehrenvollen Betragen dem wahren ursprünglichen Willen des Königs meines erlauchten Vaters entsprechen werden. Und indem wir solchergestalt unerläßliche Pflichten erfüllen, können wir gewiß seyn, den Beyfall der Menschen und den Schutz des Himmels zu erwerben.

Neapel, den 7ten Merz 1821.

Unterzeichnet. Franz, Regent."

So stand Neapel im ersten Viertel des Monats Merz 1821.

Ein bald erscheinender 2ter Band: Gemälde aus der Wirklichkeit liefert die Fortsetzung dieser Schilderung der außerordentlichen Ereignisse, welche in kurzem Zeitraum das Königreich beyder Sizilien gewaltsam erschütterten, und den braven Teutschen abermals Gelegenheit boten, das Vertrauen auf ihre Treue und Tapferkeit auch hier neuerdings zu bewähren; denn eine Armee des gerechten Kaysers Franz II. war es, welche nach jenem entfernten Lande zog, um die eigentliche Ordnung der Dinge herzustellen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sommerlatt, Christian Vollrath von

Züge teutschen Muthes und Hochsinns nebst einigen Gedichten verschiedenen Inhalts Mit 4 Kupfern

Bd.: 3. - 284 S. : 4 Ill.

Ulm 1823

H.misc. 292 k-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739412-6